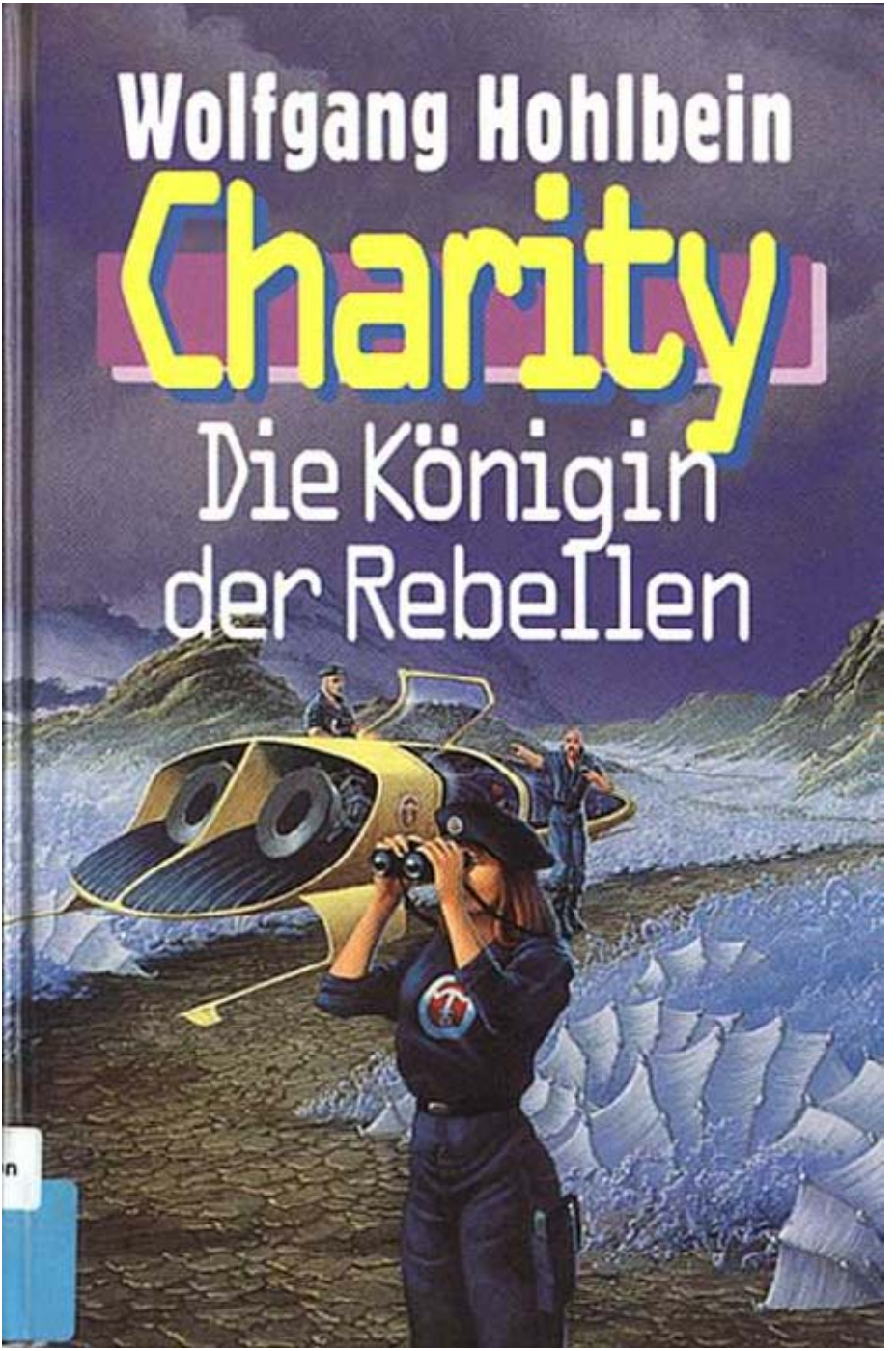
Wolfgang Hohlbein

Charity

Die Königin der Rebellen



CHARITY

von Wolfgang Hohlbein im Bechtermünz Verlagsprogramm:

Charity 01 - Die beste Frau der Space Force
Charity 02 - Dunkel ist die Zukunft
Charity 03 - Die Königin der Rebellen.
Charity 04 - In den Ruinen von Paris
Charity 05 - Die schlafende Armee
Charity 06 - Hölle aus Feuer und Eis
Charity 07 - Die schwarze Festung
Charity 08 - Der Spinnenkrieg
Charity 09 - Das Sterneninferno
Charity 10 - Die dunkle Seite des Mondes
Charity 11 - Überfall auf Skytown
Charity 12 - Der dritte Mond

Charity, die junge Raumpilotin, die in der Welt des 21. Jahrhunderts gestrandet ist, nimmt den Kampf gegen die außerirdischen Invasoren auf, welche die Erde unterjochen. Mit einer Handvoll Rebellen versucht sie hinter das Geheimnis der Besatzer zu kommen

Sie dringt in den Tempel der fremden ein und macht eine grauenvolle Entdeckung. Die Menschen werden gezwungen, ihre Kinder zu opfern.

Doch bevor Charity eingreifen kann, hat man sie umstellt. Ihr bleibt nur ein Ausweg: der Sprung in den Materietransmitter

Lizenzausgabe mit Genehmigung der
Bastei-Verlag Gustav H Lübbe
Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1997
© by Bastei-Verlag Gustav H Lübbe GmbH & Co,
Bergisch Gladbach
Umschlagmotiv Kevin Ward/Agentur Luserke, Stuttgart
Umschlaggestaltung Adolf Bachmann, Reischach
Gesamtherstellung Ebner Ulm
Printed in Germany
ISBN 3-86047-833-8

Wolfgang Hohlbein

Die Königin der Rebellen

Science Fiction Roman

Bechtermünz Verlag

Erstens: Lokalisation:

Ein kalter Raum aus Stahl. Alle Seiten exakt gleich lang — etwa zwei Meter. Eine angenehme Temperatur, achtzehn Grad, vielleicht zwanzig. Mobiliar ist kaum vorhanden — eine schmale, ungepolsterte Liege, rechts neben der Tür in Kopfhöhe ein Interkomschirm, darunter eine einzige rote Taste. Die Tür selbst massiv, mehr als mannshoch, ohne sichtbaren Öffungsmechanismus. Der Raum ist nur von außen zu öffnen. Die Luft riecht steril; Klimaanlagenluft, sorgsam gefiltert.

Zweitens: Lageerfassung/-beurteilung:

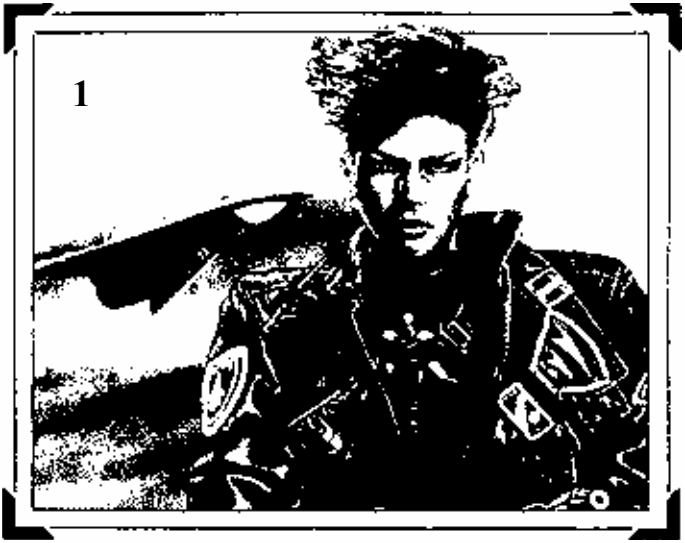
Er ist allein. Vor einer nicht näher zu definierenden Zeitspanne angekommen und mit einem noch nicht näher definierten Auftrag.

Drittens:

Aktion — Keine.

Ruhephase:

Zeit für subjektive Eindrücke.



Kyle war allein, lauschte auf das gleichmäßige, schwere Schlagen seines Herzens und versuchte, einen Rhythmus zu erarbeiten, nach dem er das Verstreichen der Zeit messen konnte. Vor Momenten hatte er das Bewußtsein wiedererlangt und die Augen aufgeschlagen.

Langsam, mit der gleichen Bedächtigkeit, die alle seine Bewegungen auszeichnete und die so entsetzlich über die wahre Schnelligkeit hinwegtäuschen konnte, zu der er fähig war, richtete er sich auf seinem Lager auf, blickte einen Moment lang das kalte Videoauge rechts neben der Tür an und nahm dann seine gewohnte Wartestellung ein: aufrecht sitzend, mit leicht nach vorne gebeugten Schultern und untergeschlagenen Beinen; für einen unbeteiligten Zuschauer hätte es ausgesehen, als schliefe er.

Aber das tat er nicht.

Kyle schlief nie. Er wußte nicht, was Schlaf war, und hätte er es gewußt, hätte er es für eine Vergeudung von Zeit und Energie gehalten.

Zeit verging.

Für seinen Auftrag war es irrelevant, wie viel, aber etwas in ihm registrierte trotzdem getreulich ihr Verstreichen: Viertausend Herzschläge — mehr als drei Stunden, bei der verminderten Atem- und Herztätigkeit, zu der er seinen Körper gezwungen hatte.

Dann begann der Boden zu zittern; ganz sacht nur, aber deutlich genug, Kyle seine eigene Einschätzung der Gegebenheiten korrigieren zu lassen. Offensichtlich befand er sich nicht in einem Gebäude, sondern in einem Fahrzeug; ein Schiff, möglicherweise auch ein sehr großes Transportflugzeug, in das man ihn gebracht haben mußte, während er bewußtlos war.

Ein kaum hörbares Summen drang an sein Bewußtsein, und Kyle öffnete im gleichen Moment die Augen, in dem die Metalltür auf glitt. Herzschlag und Atmung beschleunigten sich wieder, und ein kurzer, nur halb bewußter Befehl zwang eine hypersensibilisierte Drüse in seinem Körper, eine adrenalinähnliche Substanz in seine Blutbahn abzugeben.

Als sich die Tür vollends geöffnet hatte und die Gestalt eintrat, war Kyle bereit.

Ein Humanoider und eine Dienerkreatur betraten den Raum. Kyle musterte den Vierarmigen flüchtig — durchschnittliche Erscheinung, durchschnittliche Größe, aber von etwas präziseren und schnelleren Bewegungen als gewöhnlich. Kyle stufte ihn automatisch als Angehörigen der Elite-Kaste ein — und wandte seine Aufmerksamkeit dann dem Humanoiden zu. Der Mann war größer als er, ein wenig schlanker, trotzdem etwas übergewichtig. Seine Haut war ein wenig zu blaß. Der Mann war nicht sehr gut in Form. Offensichtlich ein Ureinwohner der Welt, für die auch er, Kyle, konditioniert worden war. Das rote Flammen-M Morons, das auf sein rechtes Handgelenk tätowiert war, wies ihn als Weisungsberechtigten aus.

Kyle ignorierte die Dienerkreatur und trat dem Humanoiden einen halben Schritt entgegen. Sein Gesicht blieb starr. Höflichkeitsfloskeln gehörten nicht zu seiner Konditionierung.

»Du bist . . .?«

»Kyle«, antwortete Kyle, als der Humanoide nicht weitersprach, sondern ihn nur fragend ansah. »Megakrieger erster Klasse, abkommandiert zu . . .«

»Ich weiß«, unterbrach ihn der Humanoide. Seine Stimme verriet

Nervosität, und Kyle registrierte darüber hinaus deutliche Anzeichen von Furcht — beschleunigter Atem, starke Schweißbildung, kleine, rasche Bewegungen der Finger und Augen, die nicht seiner bewußten Kontrolle unterlagen. Kyle verstand den Grund dieser Furcht nicht — oder doch: es war eindeutig Furcht vor IHM.

Aber er verstand nicht, warum der Humanoide Angst vor ihm hatte. Wäre er dazu in der Lage gewesen, hätte er vielleicht Verachtung empfunden.

»Spar dir den ganzen Quatsch«, fuhr der Mann nach einer langen, nervösen Pause fort. »Ich weiß, wer du bist. Ich bin Daniel.«

Kyle nickte. Das war der Name, den man ihm genannt hatte. »Ich unterstehe Ihrem Kommando.«

»Auch das weiß ich«, murrte Daniel. Sein Blick huschte nervös über Kyles Gesicht, blieb einen Moment an seinen Augen hängen und glitt weiter. »Du kennst deinen Auftrag?«

Kyle nickte knapp. »Zum Teil.«

»Zum Teil? Was soll das heißen?« Daniels Herzschlag beschleunigte sich weiter. Er begann unruhig in der kleinen Zelle auf und ab zu gehen.

»Wieso schickt man dich hierher, wenn man —«

Er brach mitten im Wort ab, starrte Kyle wütend an und ballte die Hand zur Faust.

Kyle verstand diesen Wutausbruch nicht. Zorn war ein schädliches Gefühl, und ein Mann in Daniels Position sollte dies eigentlich wissen. Er, Kyle, hatte sich keinen Fehler zuschulden kommen lassen. Es war nicht nötig, Details zu kennen, bevor der Einsatz begann. Kyle fragte sich, wieso man ein so unbeherrschtes Wesen wie den Humanoiden Daniel als Governor eines ganzen Planeten einsetzte. Natürlich sprach er nichts von alledem aus.

»Dein Auftrag ist einfach«, fuhr Daniel nach einer Weile fort. »Du wirst jemanden suchen. Einen Menschen. Eine ... Ureinwohnerin dieses Planeten, wenn du so willst.«

Er hob herrisch die Hand. Die Dienerkreatur reichte Kyle einen durchsichtigen Plastikumschlag, in dem sich ein großformatiges Farbfoto und zwei winzige Datenchips befanden.

Kyle warf einen flüchtigen Blick auf das Bild, reichte es Daniel zurück und schob die Datenchips in eine Tasche seines Gürtels, ohne sie auch nur anzusehen.

Aus irgendeinem Grund schien dies Daniel zornig zu machen.

Für eine Sekunde starrte er Kyle wütend an, dann fuhr er mit einem Ruck herum und verließ die Kammer, ohne auch nur noch ein einziges Wort zu sagen.

Kyle folgte ihm. Er versuchte nicht mehr, eine Erklärung für Daniels seltsames Benehmen zu finden. Es gehörte nicht zu seinem Auftrag.

Dicht hinter Daniel und der Dienerkreatur durchquerte er das Schiff. Kyle identifizierte das Fahrzeug jetzt als schweren Transportgleiter, eine primitive, aber äußerst effiziente Konstruktion, wie sie auf vielen Welten der ersten Kolonisationsphase zum Einsatz kamen.

Das Fahrzeug war bereits gelandet. Beide Schleusentore standen offen, und eine breite, sehr sanft geneigte Rampe führte zur Oberfläche des Planeten hinab.

Kyle sah sich rasch und routiniert nach beiden Seiten um, während er Daniel folgte. Eine durchschnittliche gelbe Sonne vom A-Typ. Der Planet selbst — zumindest der Teil, in dem sie sich befanden — wüstenhaft, heiß; ein wenig trockener, als seine Konditionierung vorsah. Im Norden die Ruinen einer niedergebrannten Stadt, im Süden eine gewaltige, ausgedörrte Ebene. Sehr wenig, sehr primitives Leben: ein paar Flechten und Büsche, wenige, größtenteils insektoide Lebewesen. So gut wie keine Luftfeuchtigkeit.

Kyle korrigierte den Flüssigkeitshaushalt seines Körpers um eine Winzigkeit, änderte die Struktur seiner Haut und dämpfte seinen Atemrhythmus; gleichzeitig verengte er seine Pupillen, um seine Sehschärfe dem grellen Licht anzupassen. Als er hinter Daniel von der Rampe heruntertrat, war er innerlich zu einem perfekten Wüstenbewohner geworden; einem Wesen, das tage-, wenn nicht wochenlang von seinem eigenen Wasservorrat zehren konnte und so gut wie keine Erschöpfung oder Schwäche kannte.

Daniel blieb stehen, drehte sich ungeduldig um und schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber dann einen Moment und sah Kyle mit offenkundiger Verwirrung an. Seine Haut war dunkler geworden, und die Augen lagen jetzt tiefer in den Höhlen, um sie vor dem grellen Sonnenlicht zu schützen. Kyle schloß aus Daniels offenkundiger Verwirrung, daß der Planetengeborene keine nennenswerte Erfahrung im Umgang mit Megakriegern hatte. Diese Welt war jung. Möglicherweise war er der erste Jäger, der hier zum

Einsatz kam.

Kyle registrierte diese Vermutung sorgfältig und beschloß, sie möglichst bald zu überprüfen. Wenn es so war, hatte er einen gewissen Vorteil den Planetengeborenen gegenüber.

Daniel überwand endlich seine Verwirrung und deutete mit der Hand; zuerst auf Kyle, dann auf die zerstörte Stadt im Norden. »Unsere Gleiter haben Captain Lairds Spur knapp hundert Meilen weiter südlich verloren«, sagte er. »Ich könnte dich dort absetzen, aber man hat mir gesagt, ich soll dich hierher bringen. Anscheinend halten dich die Herren für eine Art Spürhund.«

»Korrekt«, antwortete Kyle knapp. »Es ist möglich, wenn auch nicht sehr wahrscheinlich, daß das Objekt absichtlich eine falsche Fährte gelegt hat.«

»Das Objekt?« Daniels linke Augenbraue rutschte ein Stück nach oben. Kyle verstand nicht warum, aber er schien wenig Gefallen an diesem Wort zu finden. Captain Laird gehörte der gleichen Spezies an wie er. Möglicherweise empfand er eine unbewußte, angeborene Solidarität. Kyle registrierte auch diesen Verdacht sorgfältig und fügte ihn den knappen Informationen zu, die man ihm über die Bewohner dieser Welt gegeben hatte.

»Wie du willst«, sagte Daniel. »Mir ist es egal, wie du sie nennst. Du wirst Captain Laird finden, wie und auf welche Weise, spielt keine Rolle. Bring sie zu mir — lebend. Das ist wichtig, verstehst du?«

Kyle schwieg. Daniel starrte ihn ein paar Sekunden lang an, als warte er auf eine Antwort, schüttelte dann zornig den Kopf und deutete auf den Transportgleiter. »Deine Ausrüstung . . .«

»Ich brauche keine weitere Ausrüstung«, unterbrach ihn Kyle ruhig.

»Keine Ausrüstung?«

»Ich habe alles bei mir, was nötig ist.« Kyle schlug bekräftigend mit der Hand auf seinen Instrumentengürtel; eine völlig überflüssige Geste. Aber er hatte gelernt, sich seinem Gegenüber anzupassen. Mimikry bedeutete weit mehr als nur äußerliche Tarnung. »Haben Sie sonst noch Befehle?« Auch diese Frage war überflüssig, aber je eher er damit begann, sich den nicht unbedingt logischen Verhaltensmustern der Planetenbewohner anzupassen, desto besser.

Daniel preßte für eine Sekunde die Lippen aufeinander. Dann schüttelte er abrupt den Kopf. »Nein. Du kannst anfangen.«

Kyle wollte sich umwenden, aber Daniel hielt ihn noch einmal zurück. »Du meldest dich im Zwölf-Stunden-Rhythmus bei mir«, sagte er.

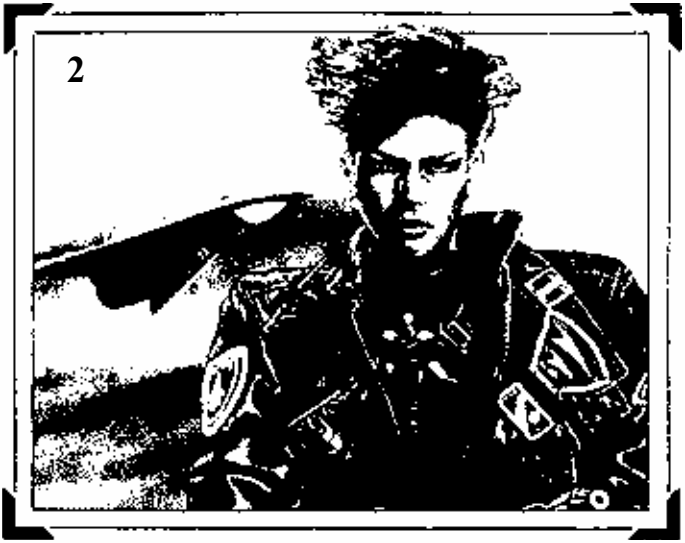
Kyle nickte.

»Und ... du kennst das Zeitlimit?«

»Zweihundertvierzig Stunden«, bestätigte er.

Diesmal wartete er, ob Daniel ihn noch einmal zurückrief, aber er tat es nicht. Und nach ein paar Augenblicken drehte er sich endgültig um und begann auf die Ruinen der niedergebrannten Stadt im Norden zuzugehen.

Die Jagd hatte begonnen.



Der Angriff kam völlig warnungslos. Vor einer Sekunde war der Sand noch glatt und unberührt gewesen, aber dann ging alles unglaublich schnell; und durch die große Entfernung mit einer fast gespenstischen Lautlosigkeit:

Der Sand explodierte, als wäre dicht unter seiner Oberfläche ein Geysir zum Leben erwacht, und innerhalb der stiebenden gelben Fontäne richtete sich ein... ein Etwas auf; riesig, schwarz und schimmernd, mit fürchterlichen Krallen und Fängen und schwarzen, glotzenden Augen, das trotz seiner absurden Größe ungeheuerlich schnell war. Ein blitzschnelles Schnappen und Reißen, gefolgt von einem furchtbaren, mahlenden Geräusch — und wo vor einer Sekunde noch ein ahnungsloser Kojote gesessen hatte, versickerten nur noch ein paar Blutflecken im Sand. Nicht einmal ein Fellbüschel blieb zurück, als sich das schwarze Ding wieder in sein unterirdisches Versteck zurückzog. Wie von einer unsichtbaren Hand berührt, glättete sich der Sand wieder. Fünf Sekunden nach dem heimtückischen Überfall war der Boden wieder so glatt wie zuvor; eine tödliche Falle, die auf das nächste ahnungslose Opfer wartete.

Charitys Finger zitterten, als sie den Feldstecher sinken ließ.

Net hatte ihr gesagt, was passieren würde, und doch war ihr ein ordentlicher Schreck in die Glieder gefahren.

»Glaubst du mir jetzt?«

Charity verzichtete auf eine Antwort. Sekundenlang starrte sie die helle, so trügerisch glatte Ebene am Fuß der Felsen noch mit einer Mischung aus Entsetzen und Verwirrung an, dann hob sie das Fernglas wieder an die Augen und sah nach Osten.

Charity beobachtete das Fort (oder was immer es sein mochte) seit einer halben Stunde, aber der Anblick erfüllte sie noch immer mit der gleichen Mischung aus Staunen und Furcht.

Auf den ersten Blick glich das Bauwerk einer zwar gigantischen, aber trotzdem primitiven Festung, einer unregelmäßig geformten Ansammlung aus schimmernden Palisaden und irgendwie verkrüppelt wirkenden Türmen und Erkern. Aber die Ähnlichkeit endete jäh, sobald man auch nur etwas genauer hinsah oder gar versuchte, Einzelheiten zu erkennen.

Es war verrückt — aber Charity hatte mehr und mehr das Gefühl, daß das Bauwerk sich ihren Blicken irgendwie zu entziehen versuchte. Es gelang ihr nicht, einen bestimmten Punkt länger als ein paar Sekunden zu fixieren; ihr Blick glitt ab wie ein Lichtstrahl von der Oberfläche eines Spiegels. Selbst wenn sie in diesem Moment, noch mit dem Glas an den Augen, das Fort hätte beschreiben sollen, hätte sie es nicht gekonnt. Alles an ihm wirkte fremd und düster und auf eine schwer zu beschreibende, aber überdeutlich zu spürende Weise bedrohlich.

Es war, dachte sie schaudernd, als versuche sie einen Blick in eine völlig fremde, feindselige Welt zu tun. Die Stahlburg schien nach Regeln einer Geometrie erbaut worden zu sein, die aus einem fremden Universum stammen mußten.

Wie hatten Gurk und Skudder dieses Ding genannt? Shait-Tempel?

Charity hatte nicht die mindeste Ahnung, was ein Shait-Tempel war und wen oder was man darin anbetete. Aber jetzt schien das Wort allein einen düsteren, drohend nachhallenden Klang zu bekommen. Vielleicht, dachte sie, war das bedrückendste daran die Vorstellung, daß dieses Monstrum von Tempel zwar von den Außerirdischen erbaut, aber von Menschen bewohnt wurde.

»Es wäre Selbstmord, sich dem Ding auch nur zu nähern«, sagte

Net leise.

»Aber was tun sie dort?« murmelte Charity. Dieses ... Etwas konnte nicht nur ein Tempel sein, dachte sie, ganz egal, welche monströse Gottheit dort angebetet wurde. Es war einfach zu groß.

Net antwortete erst nach einigen Sekunden auf ihre Frage. »Außer Kinder zu entführen, meinst du?«- Sie zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Niemand weiß es. Niemand ist einem solchen Ding jemals nahe genug gekommen, um es herauszufinden.«

Sie stand auf. »Nur die Priester dürfen sich einem Shaitaan weiter als bis auf fünf Meilen nähern.«

Charity blickte wieder auf die so trügerisch glatte Sandfläche herab, in die die Felsebene kaum zehn Meter unter ihnen überging. Und diese Sandebene war nur der erste — und, wie Gurk behauptet hatte, harmloseste — von insgesamt drei Verteidigungsringen, die das Shaitaan umgaben, zum Schutz vor . . .

Ja, vor was eigentlich? dachte sie verwirrt.

Es war jetzt gut zwei Wochen her, daß sie aus dem Schlaftank gestiegen und in diese völlig fremde, zerstörte Welt hinausgetreten war, und sie kannte sie längst noch nicht gut genug, um sich wirklich ein Urteil erlauben zu können. Trotzdem war sie sicher, daß es im Umkreis etlicher tausend Meilen nichts gab, was diesem Monstrum von Bauwerk dort hinten gefährlich werden konnte.

Verwirrt drehte sie sich zu Net herum und ging ohne ein weiteres Wort los. Die Wastelanderin folgte ihr schweigend. Die zwanzig Minuten, die sie im Sand gelegen und den monströsen Tempel angestarrt hatten, waren vergeudete Zeit gewesen. Skudder hatte sie gewarnt, sich der Todeszone zu nähern, die das Shaitaan umgab, aber sie hatte sich einfach überzeugen müssen, daß das, was sie aus der Entfernung gesehen hatten, auch wirklich wahr war. Jetzt bedauerte sie es beinahe. Großer Gott, dachte sie, was haben sie aus unserer Welt gemacht?

Skudder hatte ein Feuer entzündet, als sie zurückkamen, und nicht zum ersten Mal fragte sich Charity, wie um alles in der Welt er es immer wieder fertigbrachte, ein solches Feuer zu entfachen, ohne daß auch nur eine Spur von Rauch zu sehen war.

Wortlos setzte sie sich neben ihn, angelte einen der Stöcke herunter, auf die Bart irgendein Stück Fleisch gespießt hatte, und begann lustlos zu essen.

Shait. Shaitaan. Das Wort ging ihr nicht aus dem Sinn. Irgendwo hatte sie dieses Wort schon einmal gehört, und irgendwann einmal hatte sie sogar gewußt, was es bedeutete. Auch wenn sie auf der anderen Seite ganz genau wußte, daß das unmöglich war.

Sie verscheuchte den Gedanken und beugte sich erneut vor, um einen weiteren Spieß vom Feuer zu nehmen. Bart lächelte sie über die Flammen hinweg an. »Schmeckt, nicht wahr?«

Charity nickte. »Ausgezeichnet«, lobte sie. »Was ist es?«

Der Shark grinste noch ein bißchen breiter. »Willst du das wirklich wissen?«

Charity blinzelte, blickte das gebratene Stück Fleisch in ihrer Hand eine Sekunde lang irritiert an und schüttelte schließlich den Kopf. »Eigentlich nicht. Hauptsache«, fügte sie lächelnd hinzu, »es macht satt.«

»Genau das hat es wahrscheinlich über mich gedacht, als es noch lebte«, antwortete Bart grinsend. Er stand auf, ging zu seinem Motorrad und kam mit einer Wasserflasche zurück. Charity griff dankbar danach, als er sie ihr hinhielt, trank einen gehörigen Schluck und reichte sie Bart zurück. Sie hatte immer noch Durst, aber sie mußte sich beherrschen. Die drei letzten Wasserstellen, an denen sie vorbeigekommen waren, waren ausnahmslos verseucht gewesen, und ihre Vorräte waren bereits bedenklich geschrumpft. Und nicht nur, was das Wasser anging.

Überhaupt war ihre Lage alles andere als rosig, ganz vorsichtig ausgedrückt. Die Lebensmittel, die sie aus der Bunkerfestung mitgenommen hatten, waren schon vor drei Tagen zur Neige gegangen, und in den Tanks der drei Harleys schwappte nur noch ein kümmerlicher Rest Benzin. Wenn sie die Rebellen nicht im Laufe dieses oder spätestens des nächsten Tages fanden, dann würden sie die Welt zu Fuß befreien müssen . . .

Falls sich die Welt nicht vorher von ihnen befreite, dachte sie, wofür eine Menge mehr sprach als für die andere Möglichkeit. Es war ein kleines Wunder, daß sie überhaupt noch lebten. Ohne Skudders fast schon unheimliche Instinkte, ohne Nets hervorragende Ortskenntnis, ohne Barts Kraft und vor allem ohne ein schon fast aberwitziges Glück wären sie niemals so weit gekommen.

Es war eine Woche her, daß sie das Shark-Lager verlassen hatten, und sie waren allein in den beiden ersten Tagen fast ein dutzendmal angegriffen worden; acht- oder neunmal von Reitern, die Daniel

gleich zu Hunderten losgeschickt zu haben schien, und zweimal von kleinen, scheibenförmigen Fluggeräten, die aus dem Himmel stürzten und auf alles schössen, was sich bewegte. Skudder hatte ihr erklärt, daß diese winzigen fliegenden Killer vielleicht das einzige waren, was die überlebenden Menschen noch mehr fürchteten als die Reiter. Und nachdem Charity das erste Mal ihre ungeheuerliche Feuerkraft gesehen hatte, glaubte sie ihm.

Skudder sah ihr eine Weile schweigend beim Essen zu und schien darauf zu warten, daß sie etwas sagte. Als Charity nur genüßlich weiterkaute, brach er schließlich von sich aus das Schweigen. »Du hast es gesehen, nicht wahr?«

Charity antwortete nicht. Eigentlich war Skudders Frage ziemlich blödsinnig. Aber Charity sprach die scharfe Antwort, die ihr auf der Zunge lag, nicht aus; schon, weil sie einfach keine Lust mehr hatte, Net und den beiden anderen eine weitere Runde in ihrem und Skudders kleinen Machtkampf vorzuspielen. Und sie hatte sich Skudders Zynismus redlich verdient — verdammt, was mußte noch passieren, bis ihr Stolz ihr gestattete, endlich zuzugeben, daß sich Skudder in dieser Welt besser auskannte als sie?

Trotzdem: Der Gedanke, daß er bei ihrem kleinen Katz-und-Maus-Spiel schon wieder einen Punkt gutgemacht hatte, ärgerte sie noch mehr. Doch diesmal zog sie es vor, zu schweigen. Sie war gereizt, aber das war auch nur zu verständlich. Sie war nur ein Mensch. Manchmal fragte sie sich allen Ernstes, ob er einer war.

»Wir sollten von hier verschwinden«, sagte sie. »Ich fühle mich nicht wohl, in der Nähe dieses ... Dinges.«

»Warum?« fragte Gurk. »Er tut dir nichts, solange du ihm nicht zu nahe kommst. Außerdem sind wir hier sicher. Die Ameisen suchen uns überall, aber bestimmt nicht in der Nähe eines Shaitaan.«

Charity blickte den Zwerg einen Moment lang feindselig an. Er irritierte sie noch immer, trotz all der Zeit, die sie jetzt zusammen waren, und es war ganz und gar nicht nur sein absurdes Aussehen, obwohl dies allein schon lächerlich genug war: El Gurk — Abn El Gurk Ben Amar Ibn Lot Fuddel Der Vierte, Informationen und Schwarzmarktwaren aller Art, Mietkiller und Drogen gegen Aufpreis, wie sein korrekter Name lautete — war knapp anderthalb Meter groß, dabei aber so unproportioniert, als hätte jemand drei völlig verschiedene Körper genommen und versucht, einen vierten daraus zusammenzubasteln. Gurks Arme und Beine waren dürr und

knochig, dafür hätte sein Kopf einem Riesen gehören können. Seine Augen waren groß und ganz eindeutig nicht menschlich: Es gab kein Weiß darin, sondern nur verschiedene Schwarztöne. Charity hatte ihn nie gefragt — warum eigentlich nicht? —, aber sie war sehr sicher, daß Abn El Gurk Ben Amar Ibn Lot Fuddel Der Vierte nicht auf der Erde geboren war.

Und trotzdem war es nicht sein Aussehen, das Charity auch jetzt noch manchmal schaudern ließ, wenn sie ihn ansah. Auf die eine oder andere Weise bot keiner von ihnen einen normalen Anblick.

Skudder, ein reinrassiger Hopi-Indianer, sah in seiner schwarzen Lederkleidung und mit dem dunklen, streng aus der Stirn gekämmten Haar stets irgendwie hilflos aus, wie ein Tier, das in eine Haut geschlüpft war, die ihm nicht paßte. Vor acht Tagen noch war er Herrscher über eine kleine Armee und treuester Handlanger der Moroni gewesen.

Bart, ein Zwei-Meter-zehn-Riese, mit streifig grün-rot gefärbtem Haar und einem Gesicht, von dem Gurk einmal behauptet hatte, daß man damit Eier abschrecken konnte; dazu Net mit ihrer dunklen Haut und Augen, die wie die eines wilden Tieres waren, das vom ersten Tag seines Lebens an stets auf der Flucht gewesen war.

Und schließlich sie selbst — Captain Charity Laird, jüngste Raumpilotin der Space Force, gegen ihren Willen aus ihrer Welt herausgerissen und auf einen Planeten geschleudert, der zwar noch Erde hieß, aber nun grausamen Invasoren aus dem All gehörte.

Sie waren schon ein verrückter Haufen.

Und ein ziemlich hilfloser dazu.

Sie merkte mit einiger Verspätung, daß Gurk noch immer auf eine Antwort wartete.

»Wir hätten nicht auf dich hören sollen«, sagte sie übellaunig. »Es war völlig verrückt, hierher zu kommen. Wir hätten gleich zur Küste fahren sollen.«

Der Gnom grinste sie fröhlich an und reagierte im übrigen darauf, wie er immer reagiert hatte, wenn sie das sagte — nämlich gar nicht. Aber diesmal ließ Charity es nicht bei einem verärgerten Blick bewenden; sie war gereizt, sie war müde und fror.

»Wer sagt uns denn, daß es diese sagenhaften Rebellen überhaupt gibt?« fuhr sie gereizt fort. »Und wenn, warum sollten sie wohl so verrückt sein, sich ausgerechnet in der Nähe dieses ... dieses Shaitaan zu verstecken?«

Gurk lächelte, auf eine Art, die es ihr sehr schwer machte, nicht eine Handvoll Sand oder besser noch einen brennenden Ast aus dem Feuer aufzuklauben und dieses dämliche Grinsen damit ein für allemal auszulöschen. »Aus dem gleichen Grund, aus dem ich euch hierher geführt habe«, antwortete er gelassen. »Weil man sie hier am wenigsten vermutet. Und es gibt sie. Ich habe zuverlässige Informationen, nach denen . . .«

»Du und deine Informationen«, knurrte Charity. »Vielleicht gibt es sie gar nicht. Und wenn doch, finden wir sie nie!«

»Das brauchen wir auch nicht«, mischte sich Skudder ein. »Sie werden uns finden — wenn sie das wollen.«

»Ja«, maulte Charity. »Die haben auch bestimmt nichts Besseres zu tun, als nach einem abgehalfterten Indianer . . .«

»Hopi«, verbesserte sie Skudder ruhig.

». . . und einer arbeitslosen Raumpilotin Ausschau zu halten«, fuhr Charity ärgerlich fort. »Und außerdem . . .«

»Still!«

Skudder sprach nicht einmal sehr laut, aber so scharf, daß Charity mitten im Wort verstummte und ihn erschrocken ansah.

»Was ist?« fragte sie.

Skudder winkte hastig ab, legte den Kopf schräg und lauschte. Natürlich hörte sie nichts, aber das überraschte sie nicht besonders — Skudder hatte schon oft genug bewiesen, daß er über weit schärfere Sinne als sie verfügte.

»Was ist los?« fragte sie noch einmal.

»Jemand kommt«, murmelte Skudder.

Er stand auf und deutete nach Süden, in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Auch Charity drehte sich herum, und obwohl sie weiterhin nichts sah außer braunen Sanddünen, hörte sie es jetzt auch: Geräusche, die sie noch nicht identifizieren konnte, die aber näher kamen.

»Wir bekommen Besuch«, murmelte Bart. Er stand auf und griff nach seinem Gewehr.

»Stimmt.« Skudder nahm ohne sichtbare Hast die MP vom Rücken, entsicherte die Waffe und machte eine rasche, befehlende Geste zu Net und Abn El Gurk. »Ihr bleibt hier«, sagte er. »Wir schauen nach, was da los ist.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er zu seinem Motorrad, ließ die Maschine an und fuhr los, und kaum eine Sekunde später bestieg

Bart die zweite Harley und entfernte sich in die entgegengesetzte Richtung. Es war nicht nötig, viel Zeit mit Erklärungen zu verschwenden; einer der Hauptgründe, weswegen sie die letzten zehn Tage überhaupt überlebt hatten, war der Umstand, daß sie sehr schnell gelernt hatten, als perfekt aufeinander eingespieltes Team zu handeln.

Auch Charity wußte genau, was sie zu tun hatte. Sie erklomm mit schnellen kleinen Schritten die nächste Düne, ließ sich halb in den Sand fallen und setzte das Fernglas an. Nach ein paar Sekunden sah sie die Reiter.

Es waren drei — große, schwarzbraun glänzende Käfergestalten, die sich gegen den hellgelben Sand abhoben. Ihre Bewegungen wirkten plump, aber Charity wußte sehr wohl, daß es nur ihre ungeheuerliche Größe war, die sie so behäbig aussehen ließ — die Titanenkäfer rannten weitaus schneller als ein Pferd, wenn es darauf ankam, und sie waren ein gutes Stück schwerer als ein Sherman-Panzer.

Und ungefähr genauso schwer aufzuhalten.

Charity nahm das Gewehr von der Schulter, schaltete die Zieloptik ein und visierte die Rieseninsekten an. Aus den ameisengroßen Umrissen wurden jäh gigantische Scheußlichkeiten, in deren Nacken schlanke, vierarmige Kreaturen hockten, die auch nicht wesentlich hübscher anzusehen waren als ihre Reittiere. Der, den Charity anvisierte, fuchtelte gleich mit drei kleinen Strahlenpistolen herum, während seine vierte Hand den Zügel des Reiters hielt.

In ihrem rechten Ohr knackte es. »Cherry?«

Charity schaltete mit dem Kinn das winzige Mikrofon ein, das vor ihren Lippen hing. »Ich sehe sie. Sie ... scheinen jemanden zu verfolgen.«

»Eine Frau«, bestätigte Skudder. »Sie ist zwischen den Hügeln.«

Charity schwenkte das Gewehr herum. Die sonnendurchglühten Dünen wurden zu einem verwischten Farbenspiel aus allen nur denkbaren Gelb- und Brauntönen in ihrem Zielfernrohr, aber von der Frau, von der Skudder sprach, war nichts zu sehen. Was auch weiter kein Wunder war: Selbst die an die zehn Meter großen Käfermonster tauchten nur dann und wann auf einer Hügelkuppe auf und verschwanden wieder; wie weit entfernte Schiffe auf der Oberfläche eines stürmischen Meeres.

»Schnappen wir sie uns?«

»Sicher«, bestätigte Skudder. »Du die Reiter, ich die Frau.«

»Idiot«, murmelte Charity. Skudder lachte, aber sie konnte hören, wie seine Atemzüge schneller wurden, als er weiterfuhr. Für einen Moment bedauerte sie es, nicht über ein zweites Funkgerät zu verfügen, so daß sie auch mit Bart hätte reden können. Aber auf den Shark war Verlaß; er würde wissen, was zu tun war.

Charity beobachtete die heranstampfenden Chitinkolosse noch einen Moment, dann schob sie sich rückwärts den Hang wieder hinab, richtete sich auf halber Höhe auf und lief die letzten Meter zu ihrer Harley, so schnell sie konnte. Gurk sah sie fragend an.

»Reiter«, sagte Charity. »Drei, vielleicht mehr. Geh auf den Hügel und halt die Augen auf. Und wenn irgend etwas schief geht, dann schnappst du dir Net und bringst sie in Sicherheit.«

Die junge Wastelanderin wollte protestieren, aber Charity ignorierte sie einfach. Entschlossen startete sie den Motor und gab Gas.

Sie fuhr im Slalom zwischen den gleichförmigen Dünen hindurch, wobei sie sich nur anhand des Kompasses orientierte und darum betete, daß die Reiter nicht plötzlich ihren Kurs änderten. Warum meldete sich Skudder nicht?

Irgendwie mußte er wohl ihre Gedanken gelesen haben, denn in diesem Moment erklang seine Stimme wieder in ihrem Ohr: »Ich habe sie jetzt genau vor mir. Die Frau hat ein Kind bei sich.«

Ein Kind? Aus irgendeinem Grunde beunruhigte Charity diese Vorstellung. Was zum Teufel machte eine Frau mit einem Kind in dieser Einöde, fünfzig Meilen von der nächsten menschlichen Ansiedlung entfernt? Und warum jagten sie die Reiter, statt einfach eine Drohne auf sie anzusetzen und zu warten, bis der Robotkiller ihre Leiche zurückbrachte?

»Sie holen auf«, sagte Skudder. Seine Stimme klang beunruhigt. »Wir schnappen sie uns. Nimm den Vordermann.«

»Okay«, bestätigte Charity. Sie tippte leicht auf die Bremse, visierte eine etwas flacher ansteigende Düne an und gab noch einmal Gas. Der Motor der Harley brüllte auf. Das Fahrzeug schoß wie ein rotweiß lackiertes Ungeheuer den nächsten Hang hinauf, drehte sich halb um seine Achse und kam inmitten einer gewaltigen stiebenden Wolke aus staubfeinem Sand zum Stehen. Charity hob das Gewehr und visierte den vordersten Reiter an.

Sie erschrak ein wenig, als sie feststellte, daß das erste der drei Ungeheuer kaum noch dreißig Meter von ihr entfernt war — nur ein paar Schritte für einen Koloß wie den Reiter.

Aber sie gab ihm keine Gelegenheit, sie zu tun.

Charity hatte ihren Laser schon vorher auf die höchste Wirkungsstufe eingestellt. Ein blutroter, fast fingerdicker Stift aus Licht leckte plötzlich aus dem Lauf der klobigen Waffe, schuf für den tausendsten Teil einer Sekunde eine Verbindung zwischen ihr und dem Reiter und brannte ein winziges Loch in seine Chitinpanzerung. Der gigantische Käfer machte noch eine einzelne, komplizierte Bewegung mit seinen sechs Beinen — und explodierte innerlich, als der Laserblitz seine gesamte Energie schlagartig freisetzte.

Gleichzeitig traf auch Skudder. Das zweite Ungeheuer überschlug sich mitten in der Bewegung; ein Teil seiner Chitinpanzerung platzte auseinander, und ein Vulkan aus schwarzem Hörn und Insektenblut und zerkochtem Gewebe fegte den Vierarmigen aus dem Nacken des zusammenbrechenden Ungeheuers.

Charity schwenkte den Laser herum, visierte den letzten verbliebenen Reiter an und schoß erneut. Aber diesmal zielte sie zu hastig. Der Energiestrahl verfehlte den Riesenkäfer und explodierte harmlos in der Flanke eines Hügels, fast fünfzig Meter hinter ihm. Fast im gleichen Augenblick hob die Kreatur in seinem Nacken drei ihrer vier Arme und zielte mit einer kleinen, glänzenden Waffe auf Charity.

Charity schwenkte verzweifelt das Gewehr herum, aber sie spürte, daß sie nicht schnell genug war. Ein hellweißer Energiestrahl zuckte aus der Hand des Vierarmigen und ließ zwei Meter neben ihr einen Geysir aus kochender Erde und Dampf in die Höhe steigen.

Ein dumpfer Knall wehte zu Charity herüber. Der Vierarmige wankte, beugte sich in einer fast grotesken Bewegung im Nacken des Reiters nach vorne und ließ zwei seiner drei Waffen fallen. Wieder erscholl dieser dumpfe, sonderbar gedämpfte Knall, und plötzlich bellte irgendwo zwischen den Hügeln eine Maschinenpistole auf. Eine Reihe kleiner Sandexplosionen raste auf den Riesenkäfer zu, und plötzlich stoben Funken aus seiner Panzerung. Eines seiner Beine knickte ein. Dann hatte Charity

endlich ihre Lähmung überwunden und schoß ebenfalls.

Der Laserstrahl zerriß den Schädel des Käfermonsters und seinen verletzten Reiter gleich mit. Trotzdem torkelte das Ungeheuer noch zwanzig, dreißig Meter weiter, ehe es endlich auf die Seite fiel und reglos liegenblieb.

Charity atmete erleichtert auf. »Das war knapp«, sagte sie in ihr Mikrofon. »Danke.«

»Wofür?« erkundigte sich Skudder. »Das war ich nicht.«

»Du . . .?«

»Wenn Sie sich bedanken wollen, Mylady«, sagte eine Stimme hinter ihr, »dann tun Sie das bei mir. Besser gesagt, bei meinen Leuten.«

Charity erstarrte abermals für eine Sekunde, dann drehte sie sich erschrocken herum — und verharrte mitten in der Bewegung.

Der Mann, der diese Worte gesprochen hatte, stand kaum drei Meter hinter ihr. Und er war nicht allein. Ein gutes halbes Dutzend Gestalten in fleckigen Tarnanzügen bildeten einen Halbkreis um ihn und das Motorrad. Sie waren bewaffnet; einige mit MPs, andere mit Gewehren, einer sogar mit einer Armbrust — aber eines hatten diese Waffen alle gemeinsam: ihre Mündungen waren ausnahmslos auf Charity gerichtet.

»Was ... soll das?« fragte Charity.

»Legen Sie die Waffe weg, Gnädigste«, sagte der Mann, der sie angesprochen hatte. Er lächelte, aber seine Augen blieben ernst. »Ganz vorsichtig, bitte. Und dann heben Sie die Hände, und steigen von dem Ding da herunter. Bitte.«

Skudder kam keine zehn Minuten später — und auch er war nicht mehr allein. Dem grimmigen Ausdruck auf seinen Zügen nach zu urteilen war er mindestens ebenso überrascht wie Charity; und seine Bewacher schienen ihn nicht mit so ausgesuchter Höflichkeit behandelt zu haben wie die Männer, die Charity überrumpelt hatten. Eine der drei hochgewachsenen Gestalten, die ihm in einigem Abstand und mit angelegten Waffen folgten, hatte eine aufgeplatzte Unterlippe, wie Charity mit einem leisen Gefühl von Schadenfreude registrierte.

»Der Zweite im Bunde«, sagte der Mann fröhlich, der Charity entwaffnet hatte — er schien so etwas wie der Anführer zu sein, wenngleich Charity auch noch immer nicht die mindeste Ahnung hatte, worum es sich bei diesen Männern überhaupt handelte.

Vielleicht waren es die Rebellen, nach denen sie seit einer Woche so verzweifelt suchten — aber vielleicht auch nicht.

Sie warf Skudder einen schnellen, warnenden Blick zu, den er auf die gleiche Weise beantwortete. Er hatte verstanden.

Aber leider nicht nur er.

»Würdet ihr beiden uns vielleicht an eurem kleinen Zwiegespräch teilhaben lassen?« sagte der Mann mit der MP freundlich. »Es ist unhöflich, Geheimnisse vor seinen Gastgebern zu haben.«

»Seid ihr das?« fragte Charity. »Unsere Gastgeber?«

Sie musterte den anderen herausfordernd. Von seinem Gesicht war unter all dem Schmutz und einem stoppeligen Drei-Tage-Bart nicht viel zu erkennen, aber er erschien ihr fast ein bißchen zu jung für die Rolle, die er spielte. Trotzdem — was sie sah, war nicht einmal unsympathisch — ein sehr kräftiges, trotz seiner Jugend sehr männliches Gesicht mit gutmütigen Augen, die im Moment nur ein bißchen müde wirkten.

Er nickte. »Ich denke schon«, sagte er. »Mein Name ist Kent. Ihr seid hier in unserem Gebiet.«

»So?« sagte sie spitz. »Und ich dachte wirklich, wir wären im Staate Colorado.«

Für einen Moment huschte ein verärgerter Ausdruck über Kents Gesicht. Dann lachte er. »Wer seid ihr beiden?« fragte er. »Und was sucht ihr hier?«

Charity überlegte einen Moment. Ihr beiden? Offensichtlich hatten sie bisher weder von Barts noch der Anwesenheit der beiden anderen etwas gemerkt. Und was hatten sie zu verlieren? Wenn diese Männer die Rebellen waren, nach denen sie seit Wochen suchten, nichts. Und wenn nicht — nun, dann blieben zwar noch eine ganze Reihe anderer Alternativen übrig, aber nicht eine einzige davon war besonders angenehm.

»Mein Name ist Charity«, sagte Charity. Mit einer Kopfbewegung auf Skudder fügte sie hinzu: »Das ist Skudder.«

»Interessant«, sagte Kent. »Und was habt ihr hier zu suchen?«

»Vielleicht euch«, sagte sie vorsichtig.

»Oh.« Kent wirkte überrascht. »Und wer sind wir?«

»Verdammt, was soll der Quatsch?« mischte sich Skudder ein. »Hier kann jeden Moment die Hölle losbrechen, und . . .«

»Stimmt«, unterbrach ihn Kent ruhig, aber sehr kalt. »Mit

ziemlicher Sicherheit sogar. Welcher Teufel hat euch geritten, hier mit Energiewaffen herumzuballern? Wahrscheinlich heulen in dem Rattenbau dort drüben jetzt schon sämtliche Alarmsirenen.« Er deutete mit einer ärgerlichen Geste in die Richtung, in der sich das Shaitaan hinter den Hügeln erhob. Aber trotz dieser Worte schien er es nicht besonders eilig zu haben. Kopfschüttelnd trat er an Charity vorbei, nahm ihr das Lasergewehr ab und begutachtete die Waffe von allen Seiten.

»Ein interessantes Gerät«, sagte er. »Importware von Moron?«

»Nein«, antwortete Charity im gleichen Ton. »Made in USA. Patentrechtlich geschützt.«

Kent blinzelte. Aber seltsamerweise ging er nicht auf diese Worte ein, sondern hängte die Waffe schweigend neben seine MP über die Schulter und sah sie und Skudder abwechselnd an. Mit einem Blick, der Charity nicht besonders gefiel. »Ihr sucht also uns?«

Charity nickte. »Wenn ihr zu den Rebellen gehört, die in dieser Gegend leben sollen, ja«, sagte sie. Sie hielt Kent und seine Männer bei diesen Worten genau im Auge. Kents Gesicht zeigte nicht die mindeste Reaktion, aber zwei, drei seiner Männer fuhren ganz leicht zusammen.

»Rebellen?« Kent runzelte übertrieben die Stirn. »Ja, ich habe davon gehört. Es soll immer noch dumme Menschen geben, die einfach nicht einsehen wollen, daß es diesem Planeten unter der Herrschaft unserer heißgeliebten Freunde von Moron einfach viel besser geht, als wäre er frei. Aber wie kommst du auf die verrückte Idee, daß wir dazugehören?«

Charity antwortete nicht, und Kent fuhr nach sekundenlangem Schweigen fort: »Und selbst wenn — woher sollten wir wissen, daß ihr keine Spione Daniels seid?«

»Du kennst ihn?« entfuhr es Charity überrascht.

»Wer kennt ihn nicht?« sagte Kent achselzuckend. »Aber im Ernst: Wißt ihr, wenn ich ein Rebell wäre — was ich nicht bin, aber nur gesetzt den Fall —, also wenn ich einer von diesen törichten Rebellen wäre, dann könnte ich mir vorstellen, daß ich jeden Fremden, der herkommt und nach den Rebellen fragt, einfach über den Haufen schießen würde. Unser Freund Daniel ist sehr gerissen, wenn es darum geht, diese Unbelehrbaren zu fassen.«

»Immerhin haben wir drei von diesen Biestern erledigt, nicht?« sagte Skudder.

Kent zuckte ungerührt mit den Schultern. »Zwei«, korrigierte er. »Und? Was besagt das schon? Ein uralter Trick — Knall einen von deinen eigenen Leuten ab, um zu beweisen, daß du zur Gegenseite gehörst. Es sind nur dumme Tiere. Und es gibt genug davon.«

Er hätte vielleicht noch weiter geredet, aber er wurde unterbrochen, denn in diesem Moment kamen zwei weitere seiner Leute über die Hügelkuppe, eine schmalschultrige, in ein dunkelblaues einfaches Kleid gehüllte Frau zwischen sich, die einen Säugling auf den Armen trug — offensichtlich die Frau, die von den drei Reitern verfolgt worden war. Ihr Gesicht war rot. Finger- und Zehenspitzen waren blutig und ihr Kleid zerfetzt. Sie trug keine Schuhe, und das Kind auf ihren Armen war nur in eine dünne, zerschlissene Windel gewickelt. Aber es schrie nicht. Wahrscheinlich war es zu schwach dazu.

Kent trat auf die Frau zu, wechselte ein paar Worte mit ihr, sehr leise und schnell und in einem Dialekt, den Charity kaum verstand, und winkte schließlich einem seiner Männer, ihr das Kind abzunehmen. Die Frau ließ es widerspruchslos geschehen.

Schließlich wandte sich Kent wieder an Skudder und sie. »Ihr sucht also die Rebellen, wie?« fragte er nachdenklich. »Das könnte sogar stimmen. Ihr seid schon seit heute morgen hinter uns her, richtig?«

Skudder nickte verblüfft, und auch Charity signalisierte Kent ihre Zustimmung. »Okay, ihr habt uns gefunden«, sagte er schließlich. »Was wir mit euch tun, entscheiden wir später. Jetzt sollten wir hier verschwinden, ehe Daniel uns ein Dutzend Drohnen auf den Hals hetzt.«

Ganz plötzlich war von seiner bisherigen Gelassenheit auch nicht mehr viel übrig. »Beeilt euch. Die Ameisen haben die Schüsse garantiert bemerkt.«

Charity zögerte. »Wir . . .«

»Wenn du dir Sorgen um deine drei Freunde machst, Lady«, unterbrach sie Kent, »ist das überflüssig. Meine Männer kümmern sich um sie.« Er lächelte. Charity lächelte etwas verkrampft zurück, widersprach aber nicht mehr.

Der Weg war nicht sehr weit. Sie marschierten etwa zehn Minuten, bis sich zu ihnen eine zweite, ebenso abenteuerlich zusammengewürfelte Gruppe gesellte, in deren Begleitung sich sowohl Bart als auch Gurk und die Wastelanderin befanden, danach

bogen sie in westlicher Richtung ab. Sie hatten das Ende der Felswüste fast erreicht und näherten sich der Todeszone rund um das Shaitaan, ehe Kent abermals stehenblieb und eine befehlende Geste machte. Drei seiner Leute rollten einen Felsen beiseite, der nur so aussah, als wöge er Tonnen. Dahinter kam der Eingang eines runden, sehr finsteren Tunnel zum Vorschein. Die Männer rollten die Motorräder hinein, dann versetzte jemand Charity einen derben Stoß, der sie ungeschickt hinterher stolpern ließ.

Für einen Moment wurde es dunkel um sie herum, dann glommen die trüben runden Augen von zwei, drei Handscheinwerfern auf, und die Gestalten von Kent und seinen Männern erschienen als schwarze Schemen in der künstlichen Nacht. Charity rechnete damit, daß sie die Motorräder mitnehmen würden, aber Kent winkte nur ungeduldig ab und deutete mit seiner Lampe in die Dunkelheit hinein. »Die Dinger holen wir später«, sagte er. »Schnell jetzt. Und keinen überflüssigen Laut.«

Gehorsam setzten sie sich in Bewegung. Der halbrunde Gang erweiterte sich schon nach wenigen Dutzend Schritten zu einem mehr als fünf Meter messenden gemauerten Tunnel, in dessen Seitenwände in unregelmäßigen Abständen kleinere, halbrunde Stollen mündeten. Der Boden, über den sie gingen, war trocken, aber der Gang war trotzdem nichts anderes als ein Teil eines ehemaligen Kanalisationsnetzes, dachte Charity.

Die Rebellen bewegten sich noch immer auf den gleichen Wegen, auf denen sich Rebellen zu allen Zeiten bewegt hatten — im Untergrund. Trotz allem hatten sich wohl gewisse grundsätzliche Dinge nicht geändert; ganz egal, ob der Kampf nun gegen menschliche Unterdrücker ging oder solche, die von irgendwelchen anderen Planeten kamen.

Die Vorstellung ließ sie lächeln. Allerdings nicht sehr lange. Nur bis zu dem Moment, in dem sie begriff, daß dieses Kanalisationsnetz zwar noch existierte, die dazugehörige Stadt aber nicht mehr da war.

Es gab doch einen Unterschied zwischen diesen Rebellen und ihren Vorgängern.

Sie marschierten etwa zehn Minuten lang durch die Dunkelheit, ehe sie ihr vorläufiges Ziel erreichten — einen hohen, feuchten Raum, dessen Wände aus rissigem Beton bestanden und dessen Boden gute fünf Meter unter dem Niveau des Tunnels lag, so daß sie über eine rostige Metalleiter in die Tiefe steigen mußten. Zwei

flackernde Petroleumlampen sorgten für Licht. Eine große und mehrere kleine Holzkisten ersetzten Tisch und Stühle, und es gab eine Anzahl niedriger Feldbetten, die bewiesen, daß dieses feuchte Verlies den Männern wohl auch für längere Zeit als Quartier dienen mußte — eine Vorstellung, die Charity schaudern ließ. Sie selbst kämpfte schon jetzt gegen eine beginnende Klaustrophobie an. Außerdem war es kalt hier unten, und nach der Gluthitze der Wüste empfand sie die Kälte doppelt schlimm.

Kent dirigierte sie und Skudder mit einer wortlosen Geste zu zwei weit auseinanderliegenden Sitzplätzen, wies der jungen Frau und ihrem Baby eine der Liegen zu und setzte sich ebenfalls. Bart und Gurk wurden zum anderen Ende des Raumes gescheucht, wo sie von jeweils zwei Männern bewacht wurden, und selbst hinter Net nahm ein Mann mit angeschlagener Waffe Aufstellung. Kents Männer waren vorsichtig.

Charity warf Gurk einen wütenden Blick zu, den der Zwerg geflissentlich ignorierte. Wenn das hier vorüber war, dachte sie grimmig, würde sie sich mit ihm unterhalten müssen. Seine und ihre Auffassung des Wortes Freunde schienen sich nicht immer unbedingt zu decken.

Die Rebellen begannen sich im Raum zu verteilen; einige nahmen auf den Kisten Platz, andere auf den Feldbetten, eine Anzahl blieb einfach stehen, aber niemand machte Anstalten, auch nur seine Jacke auszuziehen, obwohl die Tarnanzüge alles andere als bequem sein mußten. Charity hatte das sichere Gefühl, daß sie ihr endgültiges Ziel noch lange nicht erreicht hatten.

Trotzdem machte Kent keinerlei Anstalten, weiter zu gehen — oder sich auch nur um sie zu kümmern. Statt dessen wandte er sich an einen seiner Begleiter und begann mit rascher, halblauter Stimme mit ihm zu reden. Der Mann blickte dabei ein paar Mal in ihre und Skudders Richtung. Charity hatte das sehr ungute Gefühl, daß es sich bei der Unterhaltung der beiden schlicht und einfach um ihrer aller Leben drehte. Sie warf Skudder einen besorgten Blick zu, erntete aber nur ein Achselzucken.

»Okay«, drang Kents Stimme in ihre Gedanken. »Dann noch einmal, und der Reihe nach.«

El Gurk richtete sich auf, so weit dies einem Mann von anderthalb Metern Körpergröße überhaupt möglich war.

»Wir sind . . .«

»Eines nach dem anderen«, unterbrach ihn Kent, lächelnd, aber in sehr scharfem Tonfall. »Du bekommst schon noch Gelegenheit zu reden.« Er sah den Zwerg eine Sekunde lang kopfschüttelnd an, dann drehte er sich umständlich auf seinem Sitzplatz herum und betrachtete die Frau, die sich auf der Liege zusammengekauert und ihr Baby gegen die Brust gedrückt hatte.

»Fangen wir mit dir an«, sagte er. »Wer bist du, und was suchst du hier?«

»Lydia«, antwortete die Frau. »Mein Name ist ... Lydia.« Ihre Stimme klang sehr leise. Sie sah zwar in Kents Richtung, als sie antwortete, blickte ihn aber nicht direkt an. Und sie scheint noch immer halb verrückt vor Angst zu sein, dachte Charity verwirrt. Aber warum? Sie mußte doch annehmen, in Sicherheit zu sein.

»Ist das dein Kind?« fragte Kent.

Lydia nickte. »Mein Sohn, ja. Ich habe noch zwei Kinder, aber sie ... sie...« Sie begann zu stammeln. Ein schriller Unterton mischte sich in ihre Stimme. Auch Kent schien die Anzeichen einer beginnenden Hysterie deutlich zu erkennen, denn er unterbrach sie hastig und machte eine beruhigende Geste.

»Die Ameisen«, sagte er. »Was wollten sie von dir? Wieso waren sie hinter dir her?«

»Sie haben mich verfolgt«, antwortete Lydia. »Sie ... sie wollten mir mein Kind wegnehmen. Sie haben mir alle meine Kinder weggenommen, zuerst die beiden Mädchen und dann ... dann meinen Sohn. Aber sie dürfen es nicht.« Ihre Stimme wurde wieder schrill. Sie setzte sich auf, zog die Knie an den Leib und preßte den Säugling schützend gegen ihre Brust. »Sie dürfen ihn mir nicht auch noch wegnehmen. Niemand darf das! Ich lasse nicht zu, daß ihn jemand anrührt.«

»Das will auch niemand«, sagte Kent beruhigend. »Du hast ihn gestohlen, nicht wahr?«

Charity blickte überrascht auf. Gestohlen? Wie meinte er das?

Lydia hielt Kents Blick für zwei, drei Sekunden stand, dann senkte sie den Kopf, preßte das Kind noch fester an sich und nickte beinahe unmerklich.

»Ja«, gestand sie. »Sie haben ihn geholt. Vor zwei Tagen haben sie ihn geholt, zusammen mit den anderen. Ich ... ich habe ihn mir wiedergeholt, aber sie haben mich bemerkt und verfolgt, und ich bin ... bin weggelaufen...« Plötzlich sah sie auf. In ihren Augen blitzte

Trotz auf. »Ich war ihnen immer treu!« sagte sie. »Meine Schwester ist Shait-Priesterin, und ... und auch ich habe ihnen mein Leben lang treu gedient. Ich habe nie eine Regel gebrochen und immer . . .«

Die Aufwallung von Trotz verging so schnell, wie sie gekommen war, und Charity konnte regelrecht sehen, wie Lydia innerlich zusammenbrach. Plötzlich füllten sich ihre Augen mit Tränen. »Zwei Kinder haben sie mir weggenommen, aber dieses . . .« Sie stockte und begann zu weinen; leise, krampfhaft und schluchzend.

Einen Moment lang blickte Kent Lydia betroffen an, dann wollte er aufstehen, aber Charity schüttelte nur rasch den Kopf, erhob sich von ihrem Platz und ging zu Lydia hinüber. Kent bedankte sich mit einem stummen Blick für ihre Hilfe, während Charity sich neben sie setzte und behutsam den Arm um ihre Schulter legte. Im ersten Moment versteifte sich Lydia unter ihrer Berührung; dann, als sie erkannte, wer es war, der sich neben sie gesetzt hatte, ließ sie sich abrupt gegen sie sinken und vergrub das Gesicht an ihrer Brust.

Charity fühlte sich plötzlich sehr hilflos. Sie hatte wenig Erfahrung darin, eine verzweifelte Mutter zu trösten, aber es schien Lydia schon zu genügen, daß sie da war; vielleicht einfach, weil sie eine Frau war und weil sie ihr das Gefühl gab, nicht ganz allein zu sein.

Unsicher streckte sie die Hand aus, berührte Lydias kurzgeschnittenes Haar und wollte mit der anderen Hand nach dem Baby in ihrem Arm greifen, um es zu streicheln.

Sie tat es nicht, als sie ins Gesicht des Säuglings blickte. Und begriff, warum das Kind so ruhig war.

Seine Haut war weiß und kalt, und seine Züge so schlaff und friedlich, als schliefe es nur. Seine Augen waren weit geöffnet. Aber sie waren starr, und der Sand hatte einen hauchdünnen matten Film wie Rauhreif über seine Pupillen gelegt.

Ein paar Momente lang blickte Charity mit einer Mischung aus Entsetzen und Trauer auf das Kind herab, ehe ihr bewußt wurde, daß Lydia aufgehört hatte zu weinen und sie ansah. Ihre Augen waren groß und fast so starr wie die ihres toten Kindes.

Charity wollte etwas sagen, aber sie konnte es nicht. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Mühsam, mit einer Anstrengung, als koste sie diese kleine Bewegung all ihre Kraft, löste sich Lydia aus ihrer Umarmung, schob sie ein kleines Stückchen von sich fort, griff nach ihrer Hand und führte sie, so daß sie die Augen des Säuglings

schließen konnte.

»Es tut mir so leid«, flüsterte sie.

Lydia lächelte traurig. »Sie haben ihn nicht bekommen, nicht wahr?« sagte sie. »Sie haben ihn mir nicht auch noch weggenommen.«

»Nein«, antwortete Charity. »Das haben sie nicht. Und das werden sie auch nicht.«

Sehr vorsichtig stand sie auf, half Lydia, sich auf der Liege auszustrecken und breitete eine der zerschlissenen Decken über ihr und dem Kind aus, die darauf lagen. Dann atmete sie tief und hörbar ein und wandte sich schließlich wieder zu Kent und den anderen um.

Skudder blickte sie erschreckt an, und auch auf den Gesichtern der meisten Rebellen hatte sich ein betroffener Ausdruck breitgemacht; nur Kent wirkte zornig. Aber es war ein Zorn, der Charity schaudern ließ.

Sie ging zu ihrem Platz zurück, ließ sich darauf nieder und barg für einen Moment das Gesicht in den Händen. Sie fühlte sich müde; müde und ausgelaugt und ganz plötzlich ebenfalls zornig, wenngleich es ein ohnmächtiger Zorn war. Sie versuchte vergeblich, ihn auf die drei Reiter zu konzentrieren, die Skudder und sie niedergeschossen hatten. Sie waren nur Werkzeuge gewesen; wenig mehr als Roboter, die nur durch Zufall aus Fleisch und Blut bestanden statt aus Metall und Kunststoff.

Sie wollte etwas sagen, aber Kent winkte rasch ab und gab zwei seiner Männer mit Gesten zu verstehen, Lydia hinauszubringen.

»Wie lange war es schon tot?« fragte Charity, als sie allein waren.

»Schon seit wir sie gefunden haben«, antwortete Kent. »Wahrscheinlich schon lange vorher.« Er zuckte mit den Schultern. »Vielleicht war es auch schon tot, als sie es entführt hat. Ist vielleicht besser so. Es wäre sowieso gestorben.« Er seufzte, starrte einen Moment lang an Charity vorbei ins Leere und gab sich dann einen sichtbaren Ruck.

»Aber jetzt zu euch«, fuhr er mit veränderter Stimme fort. »Ihr seid also auf der Suche nach den Rebellen.«

»Nein«, antwortete Charity spöttisch. »Nicht nach Rebellen. Nach El Gurks Freunden.« Sie warf Gurk einen drohenden Blick zu.

»Ich weiß nicht, was er euch erzählt hat«, sagte Kent gelassen. »Ich kenne ihn jedenfalls nicht.«

»Aber ich dich!« sagte Gurk aufgebracht. »Du bist . . .«

Kent machte eine fast gelangweilte Handbewegung. Einer seiner Männer packte Gurk kurzerhand im Nacken, hob ihn mit einer Hand hoch und hielt ihm mit der anderen den Mund zu.

»Ihr sucht also die Rebellen«, sagte Kent noch einmal.

Charity nickte. »Ich glaube, wir haben sie gefunden.«

»Möglich. Die Frage ist nur, was wir mit euch machen. Woher sollen wir wissen, daß wir euch trauen können?«

»Nicht schon wieder!« sagte Skudder gereizt. »Verdammt, wie sollen wir euch beweisen, wer wir sind und was wir von euch wollen? Wollt ihr vielleicht eine schriftliche Bestätigung von Daniel, daß wir nicht zu seinen Leuten gehören?«

Kent lächelte, wenn auch nur sehr flüchtig. »Eine gute Frage«, sagte er. »Vielleicht erzählt ihr uns einfach, wer ihr seid und wo ihr herkommt. Wir haben gewisse Möglichkeiten, eure Angaben zu überprüfen.«

Skudder wollte abermals auffahren, aber Charity brachte ihn mit einer raschen Handbewegung zum Schweigen. »Nicht«, sagte sie. »Er hat völlig recht. Wir wären genauso mißtrauisch gewesen, wenn er plötzlich bei uns aufgetaucht wäre, oder?« Zu Kent gewandt, fuhr sie fort: »Wenn du so gut informiert bist, dann hast du sicher von den Sharks gehört.«

Kent überlegte einen Moment, dann nickte er. »Daniels Handlanger«, bestätigte er finster. »Jedenfalls waren sie es, bis Moron ihnen ein Dutzend Kampfgleiter geschickt hat, die sie zur Hölle gebombt haben.«

Charity schwieg einen Moment. Allein die Wahl von Kents Worten ließ sie erkennen, daß er den Sharks nicht unbedingt ein Übermaß an Sympathie entgegenbrachte. Sehr vorsichtig nickte sie.

»So ... könnte man es ausdrücken«, sagte sie. »Allerdings waren sie nicht unbedingt seine Handlanger. Und sie haben auch nicht alle umgebracht.«

Es dauerte einen Moment, bis Kent verstand. »Ihr ... gehört dazu?« fragte er mißtrauisch.

»Skudder war ihr Anführer«, bestätigte Charity und fügte rasch und mit leicht erhobener Stimme hinzu: »Bis er begriffen hat, was Daniel wirklich ist, Kent. Daniel hat die Sharks auslöschen lassen, weil sie sich geweigert haben, vierhundert unschuldige Menschen umzubringen.«

Kents Blick wurde eisig. Seine Hand senkte sich auf die Pistole in seinem Gürtel, und auch ein paar von seinen Männern rückten drohend näher.

Charity sah, wie Skudder sich spannte. Die beiden Männer, die Bart bewachten, hoben ihre Waffen.

»Stimmt das?« fragte Kent lauernd.

»Was?« erwiderte Skudder. »Daß ich der Anführer der Sharks war oder daß Daniel uns ein Bombengeschwader geschickt hat?« Er nickte grimmig. »Beides stimmt. Wenn es dich beruhigt — es gibt keine Sharks mehr. Bart und ich sind die einzigen, die überlebt haben.«

Charity spürte instinktiv, daß Skudder einen Fehler gemacht hatte. Der Rebell wußte mehr über das, was auf der anderen Seite der großen Ebene geschehen war, als er zugab.

»Jedenfalls die einzigen, die nicht in alle Himmelsrichtungen zerstreut worden sind«, fügte sie hastig hinzu. »Ein paar sind nach Norden geflohen. Vielleicht sind sie durchgekommen.«

Das entsprach nicht ganz der Wahrheit — sie waren weit mehr gewesen, als sie die Stadt der Sharks verlassen hatten, aber im Laufe der letzten Tage war ihre kleine Armee mehr und mehr zusammengeschrumpft. Sie konnte es keinem der Männer verübeln, sich von ihnen getrennt zu haben. Sie verstand nur nicht genau, warum Skudder log.

Skudder runzelte die Stirn, und Kent sah sie mit ausdrucksloser Miene an. Aber er ging nicht weiter auf ihre Worte ein. »Daniel hat die Sharks also ausgelöscht«, murmelte er nach einer Weile. Er schien nicht sehr überrascht zu sein. Allerdings auch nicht sonderlich betroffen. »Und jetzt seid ihr hier. Warum?«

Sein Blick wurde lauernd. »Sucht ihr jemanden, der euch dabei hilft, euch an ihm zu rächen?«

»Unsinn!« sagte Charity ärgerlich — obwohl sie insgeheim zugeben mußte, daß Kent der Wahrheit damit näher kam, als ihr recht war. »Wir suchen jemanden, der das gleiche Ziel verfolgt wie wir, der aber . . .«

»Und das wäre?«

»Daniels Auftraggeber dahin zurückzujagen, wo sie hergekommen sind«, antwortete Charity.

Einen Moment lang blickte Kent sie verblüfft an. »Oh«, sagte er dann. »Mehr nicht?«

»Mehr nicht«, antwortete Charity ernsthaft. Bewußt spöttisch fügte sie hinzu: »Aber ich dachte bisher, das wäre auch euer oberstes Ziel. Oder warum sonst kämpft ihr gegen Moron?«

Diesmal dauerte es einen Moment, bis Kent antwortete, und als er es tat, da war in seiner Stimme eine sonderbare Mischung aus Mißtrauen und Resignation. »Das sind große Worte, Charity. Aber sie sind leichter gesagt als getan — findest du nicht?«

»Möglich.« Charity gab sich keine Mühe, sich ihre Verärgerung nicht anmerken zu lassen. »Aber wir werden Daniel nicht los, wenn wir herumsitzen und darauf warten, daß er von selbst geht.«

Kent seufzte. »Und alle anderen auch nicht, ich weiß.« Aus irgendeinem Grund wurde er plötzlich zornig. »Was bildet ihr euch eigentlich ein, was ihr seid? Leute, die uns sagen müssen, was wir zu tun oder zu lassen haben?« Er schüttelte zornig den Kopf. »Verdammt, was glaubt ihr, tun wir hier seit Jahren? Wir bekämpfen diese Monster, wo immer wir es können.«

»Ich habe es gesehen«, antwortete Charity lächelnd. »Man muß nur nach Osten sehen, und man sieht ganz deutlich, wie ihr sie bekämpft, Kent.«

Kents Blick wurde hart. »Was glaubst du, sollen wir tun?« fragte er, nur noch mühsam beherrscht. »Wir sind nicht einmal vierzig Mann hier. Sollen wir unsere Waffen nehmen und das Shaitaan stürmen?«

»Nein«, antwortete Charity ruhig. Sie hatte mit dieser Frage gerechnet. »Das wäre Selbstmord. Wißt ihr, wie man solche Probleme dort löst, wo ich herkomme? Man versucht, den Grund einer Bedrohung herauszufinden, und eliminiert ihn.«

Kent sah sie verwirrt an. »Wer bist du, Charity?« fragte er unvermittelt. »Du gehörst doch nicht zu den Sharks, oder?«

»Ich ... habe eine Weile bei ihnen gelebt«, antwortete Charity ausweichend. »Seit Daniel die Sharks ausgelöscht hat, sind wir zusammen. Seit acht Tagen.«

Kent lächelte, und das auf eine Art, die ihr sehr klarmachte, wie wenig ihn diese Antwort zufrieden stellte.

»Und was habt ihr jetzt vor?« fragte er, noch immer lächelnd. »Wollt ihr Daniel den Krieg erklären — zu fünft?«

»Wir suchen Hilfe«, sagte Charity. Sie spürte, wie Skudder sie mahnend ansah, obwohl sie nicht einmal in seine Richtung blickte. Wenn sie jetzt einen Fehler machte, würden sie vielleicht etwas

mehr verlieren als nur ein paar potentielle Verbündete. Zum Beispiel ihr Leben.

»Hilfe? Wobei?«

»Bei etwas, was wir allein nicht schaffen«, antwortete sie vorsichtig. »Wir haben die nötige Ausrüstung«, fuhr sie mit einer Kopfbewegung auf die Waffe auf Kents Knien hinzu, »aber wir brauchen Informationen. Jemanden mit der entsprechenden Ortskenntnis, mit Wissen . . .«

»Wozu?« fragte Kent noch einmal.

Charity atmete hörbar ein, ehe sie antwortete. Und es fiel ihr auch dann noch sehr schwer, die drei Worte auszusprechen.

»Wir wollen Daniel«, sagte sie.

Das Dorf lag versteckt in einer Senke. Es bestand nur aus einem knappen Dutzend kleiner, kuppelförmiger Bauten, aber er sah zahlreiche Spuren; sehr viel mehr, als die geringe Anzahl der Hütten glauben machen wollte. Und nicht nur die Spuren von Menschen.

Er hatte die Stadt am nördlichen Rand der Ebene inspiziert und war zu demselben Schluß wie Daniel gekommen — nämlich, daß Captain Laird und eine größere Anzahl Begleiter das Camp der Sharks verlassen haben mußten, bevor die Gleiter dort eintrafen, und die Ebene in südlicher Richtung durchquert hatten; allerdings hatte er sehr viel weniger Zeit als Daniel gebraucht, um zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Er hatte auch schon im Laufe der Nacht begriffen, daß neunzig Prozent der Spuren, die Daniels Gleiter und die Reiterkommandos verfolgt hatten, falsch waren — entweder Spuren einzelner Flüchtlinge, die sich vom Haupttrupp getrennt hatten, oder absichtlich gelegt, um die Verfolger in die Irre zu führen.

Nicht aber Kyle.

Er blickte schweigend auf das Dorf hinab, verfolgte mit einem Teil seiner Aufmerksamkeit das Treiben der braun- und graugekleideten Gestalten zwischen den ärmlichen Hütten und konzentrierte einen anderen Teil seines Denkens darauf, das fehlende Stück der Spur zu extrapolieren. Es war keine sehr schwierige Aufgabe. Die Reichweite der Fahrzeuge, die Laird und ihre Begleiter zur Flucht benutzt hatten, war beschränkt, ebenso ihr Vorrat an Wasser und Lebensmitteln. Es war sehr wahrscheinlich, daß sie in dieser Ansiedlung halt gemacht und ihre Vorräte erneuert hatten. Aber Kyle wußte auch, daß er nicht einfach hinuntergehen und nach ihnen fragen konnte; ebenso wenig, wie es Sinn gehabt hätte, Gewalt anzuwenden. Das hatten Daniels Männer bereits versucht — die niedergebrannte Ruine einer Hütte bewies es. Die Lebewesen dort unten gehörten der gleichen Spezies an wie Laird und ihre Begleiter. Und ganz offensichtlich handelte es sich um eine Rasse mit einem stark ausgeprägten Solidaritätsbewußtsein.

Als Kyle an diesem Punkt seiner Überlegungen angekommen war, war sein weiteres Vorgehen klar. Lautlos und ohne daß einer der Menschen dort unten im Tal auch nur etwas von der Anwesenheit des stummen Beobachters ahnte, erhob er sich aus seinem Versteck und ging ohne sichtbare Hast zu der Felsgruppe zurück, hinter der er sein Fahrzeug abgestellt hatte. Es handelte sich um eine der zweirädrigen Maschinen, wie sie auch Laird und die anderen zur Flucht verwendet hatten. Er hatte Daniels Angebot, ihm einen schnellen Jagdgleiter zur Verfügung zu stellen, abgelehnt und statt dessen eines der Motorräder genommen, von denen es im ehemaligen Camp der Sharks genug gab. Eines der Grundprinzipien der Jagd war, dem Opfer auf dem gleichen Weg zu folgen, auf dem es geflohen war. Und das Fahrzeug hatte sich als zwar primitiv, aber in dieser flachen harten Ebene überraschend effektiv erwiesen. Und es hatte ihm eine Menge über Captain Laird und die überlebenden Sharks verraten.

Kyle löste bedächtig den Wasserkanister vom Sattel, schüttete die kostbare Flüssigkeit in den Sand und startete die Harley-Davidson. Er fuhr los und entfernte sich zwei, drei Meilen weit von der verborgenen Siedlung, ehe er in einem weiten Bogen herumschwang und wieder auf südlichen Kurs ging, wobei er streng darauf achtete, das Fahrzeug nur über felsigen Untergrund zu lenken, auf dem die Maschine keine Spuren hinterließ. Seine linke Hand glitt zum Gürtel

und berührte eine Taste auf dem kleinen Instrumentenbord, das den Platz einer Schnalle einnahm.

Der Chamäleonanzug färbte sich dunkel. Das hauteng anliegende Material, das vor Augenblicken noch die Farbe des Wüstensandes gehabt hatte, wurde rauh und schien zu pulsieren wie die Haut eines lebenden fiebernden Wesens. Zehn Sekunden, nachdem Kyle die Taste berührt hatte, hatte sich sein Anzug in eine Kombination aus schwarzem, zerschrammtem Leder verwandelt.

Kyle drosselte seine Geschwindigkeit ein wenig, warf einen Blick in den Spiegel des Motorrades und veränderte die Pigmentierung seiner Haut. Aus dem dunklen glatten Teint seines Gesichtes wurde ein kränkliches Braun; Sonnenbräune, unter der sich Erschöpfung und Schwäche breitgemacht hatten. Dunkle, schwere Ringe erschienen unter seinen Augen. Seine Lippen trockneten aus, wurden rissig und vernarbten. Gleichzeitig färbte sich sein Haar heller: aus Schwarz wurde Blond, in das ein schmaler, hellgrüner Streifen eingefärbt war. Kyle musterte diese letzte Änderung einen Moment lang kritisch und nahm sie dann zurück.

Er näherte sich der Ortschaft jetzt schnell. Die vermeintliche Mauer aus trockenem Dornengebüsch wuchs rasch heran, und fast gegen seinen Willen mußte Kyle die Perfektion der Tarnung bewundern. Selbst er hätte Mühe gehabt, die Täuschung als das zu durchschauen, was sie war.

Kyle fuhr langsamer, entdeckte nach kurzem Suchen die Stelle, die er von den Felsen aus als besten Durchlaß ausgemacht hatte, und gab entschlossen Gas.

Der Motor des Fahrzeuges brüllte auf und katapultierte ihn regelrecht nach vorne. Dornen und dürre, trockene Zweige schlugen nach ihm, zerkratzten seine Kleider und hinterließen tiefe, blutige Striemen in seinen Händen und seinem Gesicht. Die Maschine schlingerte, legte sich für einen Moment lang gefährlich schräg und kam taumelnd wieder hoch. Unten im Dorf wurden erschrockene Rufe laut. Gesichter wandten sich ihm zu; ein paar Gestalten begannen zu rennen. Kyle fuhr weiter, jetzt nicht mehr schnell, sondern taumelnd, mühsam, halb im Sattel zusammengesunken und so, als hielte er die Maschine nur noch mit letzter Kraft aufrecht.

Kurz bevor er die erste Hütte erreichte, fügte er seiner Tarnung den letzten, entscheidenden Teil hinzu. Sein Körper kapselte

schlagartig sämtliche Wasservorräte ein, die er in den letzten anderthalb Tagen gesammelt hatte. Gleichzeitig erhöhte er seine Hauttemperatur auf annähernd vierzig Grad. Kyle konnte spüren, wie sich sein Gaumen schmerzhaft zusammenzog und der Durst ihn ansprang wie ein Raubtier. Gleichzeitig begann seine Haut zu reißen. Große, häßlich-braune Flecken entstanden auf seinem Gesicht und seinen Händen, und seine Finger waren plötzlich von einer Anzahl kleiner, halbverschorfter Wunden übersät.

Als er vor der ersten Hütte zum Stehen kam, konzentrierte er sich ein letztes Mal, und diesmal brauchte er seine ganze Kraft.

Kyle schrie gellend auf, als sich seine linke Schulter von einer Sekunde auf die andere in eine einzige, entzündete Wunde verwandelte. Den Schwächeanfall, der ihn aus dem Sattel der stürzenden Harley schleuderte und bewußtlos liegen bleiben ließ, mußte er nicht einmal mehr schauspielern.

Charity fror. Das tat sie, seit sie aufgewacht war, aber seit gut zwei Stunden wurde es immer schlimmer. Die Flasche des kleinen Propangasofens war leer, und sie begann eigentlich erst jetzt zu spüren, wie kalt es hier unten wirklich war: kalt genug, ihren Atem in Dampf und ihre Finger und Zehen in schmerzende Eisklumpen zu verwandeln. Dabei war sie ziemlich sicher, daß man sie nicht absichtlich erfrieren lassen wollte. Immerhin wußte Kent, wie kalt es hier, zehn oder zwanzig Meter unter der Wüste, während der Nacht werden konnte, denn ihre kleine Zelle wies sogar den Luxus eines Gasofens auf — aber ihre Bewacher hatten schlichtweg vergessen, nach der Flasche darin zu sehen.

Allerdings machte das wohl keinen so großen Unterschied, dachte Charity zornig. Allerhöchstens eine etwas andere Inschrift auf ihrem Grabstein: Hier ruht Charity Laird, Retterin der Welt und Zeitreisende wider Willen, aus Versehen das zweite Mal leider etwas zu gründlich eingefroren.

Sie versuchte, sich fester in die dünne Decke einzuwickeln, die Kent ihr gegeben hatte, aber ihre Finger waren bereits zu steif geworden. Schade, dachte sie sarkastisch, daß Kent nicht noch einmal hereinkam, um nach ihr zu sehen. Vielleicht könnte sie ihn noch umbringen — einfach schockgefrieren, indem sie ihn nur einmal anhauchte. Oder . . .

Charity war in Gedanken bei der siebten oder achten originellen Todesart, die sie Kent und seinen idiotischen Spießgesellen

angedeihen lassen wollte, ehe sie überhaupt bemerkte, daß sie nicht mehr allein in der winzigen Zelle war. Jemand stand neben ihrer Liege, rüttelte beharrlich an ihrer Schulter und redete dabei unentwegt auf sie ein, ohne daß sie auch nur ein Wort verstand. Mühsam hob sie den Blick, sah in ein bärtiges Gesicht, auf dem sich ein sehr erschrockener Ausdruck breitgemacht hatte.

Der Mann sah ehrlich besorgt aus. »Ist alles in Ordnung mit Ihnen?« fragte er.

Charity rappelte sich mühsam auf und wankte neben ihm zur Tür.

Es dauerte zehn Minuten, bis das Leben allmählich in ihre Glieder zurückzukriechen begann. Der Schmerz trieb Charity die Tränen in die Augen. Tapfer trank sie den kochendheißen Tee, den ihr Retter ihr einzuflößen versuchte.

»Alles wieder okay?« fragte der Bärtige, den sie zuerst erblickt hatte. Charity funkelte ihn wütend an, aber sie sah trotzdem, daß der Ausdruck von Schrecken in seinen Augen echt war.

»Es ... geht«, sagte sie mühsame. Das Sprechen fiel ihr noch immer schwer. Ihre Lippen waren taub. »Wolltet ihr mich umbringen?«

»Ich ... ich verstehe das nicht«, sagte der Bärtige kleinlaut. »Die Flasche war voll. Jedenfalls dachte ich das.« Er schüttelte den Kopf. »Sie hätte für drei Tage reichen müssen!«

Charity starrte ihn an. Drei Tage? Wenn sie die Flamme ganz heruntergedreht und es sich bei sieben oder acht Grad Celsius bequem gemacht hätte, vielleicht, aber nicht, wenn . . .

Sie holte Luft zu einer wütenden Antwort — und schloß den Mund wieder, ohne auch nur ein Wort zu sagen, als ihr Blick auf die winzige blaue Flamme des Gasöfchens fiel, der unmittelbar neben ihr brannte. Er war ganz heruntergedreht, und in diesem Raum herrschten wirklich nur sieben oder acht Grad. Die Füllung ihrer Propangasflasche war ausreichend gewesen; sie war nur nicht für einen Menschen gedacht, der in einem Zeitalter der Verschwendung geboren war und noch immer nicht ganz begriffen hatte, daß Überleben und Bequemlichkeit ä nicht unbedingt dasselbe bedeuten mußten.

»Es ist schon gut«, sagte sie lächelnd. »Fehler kommen vor, oder? War nicht Ihre Schuld.«

In den Augen ihres Gegenübers glomm Erleichterung auf. Er wirkte noch immer sehr erschrocken. Und sie glaube auch plötzlich

zu wissen, warum.

»Wirklich, es ist alles wieder in Ordnung«, sagte sie, so überzeugend, wie sie konnte. »Und ich verspreche Ihnen auch, Kent nichts davon zu sagen — falls Sie mir noch eine Tasse von ihrem scheußlichen Tee geben.«

Der Mann nickte erleichtert, sprang auf und kam so hastig mit dem heißen Getränk zurück, daß er die Hälfte davon auf den Boden schüttete, ehe Charity ihm den Becher aus der Hand nehmen konnte. Der Tee schmeckte wirklich scheußlich, aber er war zumindest heiß.

»Wo ist Skudder?« fragte sie. »Habt ihr ihn auch tiefgefroren?«

Der Bärtige lächelte nervös, aber Charity sah, daß er ganz and gar nicht sicher war, wie sie ihre Worte wirklich meinte.

»Ihr Begleiter ist bei Kent«, antwortete er zögernd. »Wir sollten Sie auch zu ihm bringen, aber . . .«

Charity lächelte aufmunternd. »Worauf warten wir dann noch?« Sie erhob sich und machte einen vorsichtigen Schritt.

Der Rebell erwartete sie in einer hohen, halbrunden Betonhalle, in der es sogar den Luxus elektrischer Beleuchtung gab und die zweifellos nichts anderes war als das Sammelbecken einer ehemaligen Kläranlage, wie Charity auf den ersten Blick erkannte.

Kent war nicht allein. Außer Skudder und dem obligatorischen Dutzend Bewaffneter, die Charity und ihn so mißtrauisch anblickten, hielten sich noch drei weitere Männer in der Halle auf. Einer von ihnen redete mit Kent, brach aber dann mitten im Wort ab und machte eine Bewegung, die Kent veranlaßte, sich zu ihr herumzudrehen. »Wo bleiben Sie so lange?« fragte er anstelle einer Begrüßung.

Charity sah, wie ihre beiden Begleiter schuldbewußt zusammenfuhren, und zuckte gleichmütig mit den Schultern. »Wir Frauen brauchen immer etwas länger, um uns fertig zu machen«, sagte sie. »Wußten Sie das nicht? Außerdem konnte ich mich so schlecht von dem gemütlichen Appartement losreißen, das Sie mir zugewiesen haben.«

Kent blinzelte irritiert, setzte zu einer Antwort an — und beließ es dann ebenfalls bei einem Achselzucken. Charity ignorierte ihn kurzerhand und wandte sich an Skudder.

»Alles in Ordnung?« fragte sie.

Skudder lächelte und sagte: »Nein.«

»Nein? Was . . .«

»Es ist nichts Schlimmes«, sagte er. »Ich habe nur jemanden gesehen, der mich an jemanden erinnert, weißt du?«

Wütend fuhr Kent Skudder ins Wort: »Zum Teufel, was soll der Unsinn? Falls Sie es noch nicht gemerkt haben sollten, Skudder — es geht hier um Ihren Hals!«

»Ich weiß«, antwortete der Shark ungerührt. Er lächelte matt, wandte sich an den Mann, der unmittelbar neben Kent stand, und fügte erklärend hinzu: »Sie müssen mich für verrückt halten, aber die Ähnlichkeit ist wirklich verblüffend, wissen Sie? Ich hatte einen Freund, der . . .« Er sprach nicht weiter, sondern zuckte abermals die Achseln. »Tut mir leid, wenn ich Sie langweile. Aber Sie ähneln Raoul wie ein Bruder.«

Charity erstarrte. Der Mann hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Skudders ehemaligem Stellvertreter, aber sie begriff sehr gut, was Skudder ihr sagen wollte.

Und sie selbst spürte es in der gleichen Sekunde.

Der Mann, auf den Skudder gedeutet hatte, runzelte verwirrt die Stirn und war ebenso ratlos wie Kent und die anderen, aber er hatte ganz offensichtlich nicht verstanden, was Skudder Charity hatte sagen wollen.

»Jetzt reicht's«, sagte Kent verärgert. »Sie scheinen immer noch nicht zu be. . .«

Charity hatte ihre Überraschung endlich überwunden und drehte sich mit einem Ruck zu ihm herum.

»Das stimmt!« sagte sie zornig. »Es reicht wirklich, Kent. Was habt ihr euch dabei gedacht, Skudder und mich zwei Tage lang in einen Kühlschrank einzusperren? Wir sind hierher gekommen, weil wir eure Hilfe brauchen.«

Kent seufzte. Aber offensichtlich konnte er mit ihrem Zorn sehr viel mehr anfangen als mit Skudders Auftritt, denn sie sah auch, wie er sich innerlich entspannte. Der Mann neben ihm nicht. Seine gelassene Haltung täuschte.

»Es tut mir leid, wenn du es unbequem hattest«, sagte Kent in einem Tonfall, der das Gegenteil behauptete. »Aber ich habe euch gesagt, daß ich eure Behauptungen überprüfen werde. Und daß ich eine solche Entscheidung nicht allein treffen kann. Wie ihr seht, habe ich die anderen Führer unserer Organisation rufen lassen.«

»Ja«, fauchte Charity. »Du hast nur vergessen zu erwähnen, daß du sie aus Timbuktu einfliegen lassen mußtest.«

Kent lächelte pflichtschuldig. »Jetzt sind sie ja da«, sagte er kühl. »Und nicht nur sie. Ich habe eure Geschichte überprüft.«

»Und?« fragte Charity. Sie mußte sich beherrschen, um den Mann neben Kent nicht unentwegt anzustarren.

»Die Geschichte scheint zu stimmen«, antwortete Kent. »Einige Sharks sollen dem Gemetzel entkommen sein, und unter ihnen . . .« Er sah Charity scharf an. ». . . auch eine Frau, die unter ... sehr sonderbaren Umständen bei ihnen aufgetaucht ist.«

»Ja«, sagte Charity. »Geradewegs vom Himmel gefallen.«

»Bist du diese Frau?« fragte Kent ungerührt.

»Wer hat euch von ihr erzählt?« erwiderte Charity. Und sie war nicht einmal sonderlich überrascht, als Kent mit einer Kopfbewegung auf den Mann neben sich deutete. »Faergal. Seine Gruppe arbeitet an der Grenze des Wastelandes. Ihr seid geradewegs durch ihr Gebiet marschiert — wenn ihr die seid, für die ihr euch ausgebt.«

Charity nutzte dankbar die Gelegenheit, sich den angeblichen Rebellen ein wenig genauer anzusehen. Er war einen halben Kopf kleiner als Kent, aber wesentlich kräftiger; ein Mann von vielleicht fünfzig Jahren mit verwittertem Gesicht und narbigen, sehr starken Händen. Seine Augen waren wach und von einer geradezu absurden Ehrlichkeit. Und etwas an ihm war entsetzlich falsch.

»Du bist Faergal?« fragte sie.

»Die Fragen stelle ich hier«, sagte Kent grob. Charity fiel auf, daß er irgendwie ... angespannt aussah. So, als fühle er sich einfach nicht wohl.

»Okay, wir sind die beiden, von denen ihr sprecht«, gestand sie. Ohne Faergal aus den Augen zu lassen, fügte sie hinzu: »Ich wüßte allerdings nicht, wie ich das beweisen sollte, jetzt und hier.«

Statt Kent antwortete Faergal auf ihre Bemerkung. »Zum Beispiel, indem du uns erzählst, wo du das da herhast.« Er deutete auf das Lasergewehr, das Kent über der Schulter trug.

»Jederzeit — sobald ich weiß, auf welcher Seite du stehst«, antwortete Charity stur. Faergals Gesicht verdunkelte sich vor Zorn, aber er antwortete nicht, sondern sah nur Kent durchdringend an. Charity ihrerseits blickte die Männer hinter Kent an. Einen Moment lang erwog sie ernsthaft die Möglichkeit, es einfach zu riskieren — ein entschlossener Sprung, ein Griff, eine blitzschnelle Drehung — aber nein, das war aussichtslos.

»So kommen wir nicht weiter«, seufzte Kent. »Ihr wollt unsere Hilfe, also vertraut uns.« Er deutete wieder auf Faergal. »Skudder und die Fremde waren nicht allein. Wo sind die anderen?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Charity stur. »Wahrscheinlich habt ihr sie genauso eingefroren wie Skudder und mich.«

Kents Gesicht verdüsterte sich vor Zorn, aber er beherrschte sich noch immer. »Ich rede weder von dem Mädchen noch von diesem Shark«, sagte er gepreßt. »Wohin habt ihr die Leute gebracht, die aus dem Bunker geflohen sind?«

»Was für Leute?« fragte Charity harmlos.

»Wo sind sie?« fauchte Faergal. »Wenn wir sie finden, dann wäre das ein Beweis.«

»Da, wo auch die Lasergewehre her sind«, antwortete Charity lächelnd. Sie hob die Hand, deutete auf die Waffe auf Kents Schulter und machte gleichzeitig einen Schritt auf Faergal und Kent zu.

»Dieses Versteckspiel hat wenig Sinn, findet ihr nicht?« fragte Kent seufzend. Charity funkelte ihn mit gespielter Wut an und trat einen weiteren Schritt auf sie zu. Sie war den beiden jetzt sehr nahe, aber noch nicht nahe genug. Kent rechnete sicherlich nicht mit einem Angriff, aber seine Männer waren wachsam, und Charity zweifelte nicht daran, daß in Faergals Adern statt Blut verflüssigtes Mißtrauen pulsierte.

»Kaum«, fauchte sie. »Aber was stellt ihr euch vor? Ihr fallt euren Männern über uns her, stehlt uns unsere Ausrüstung, sperrt uns zwei Tage und Nächte in ein eiskaltes schwarzes Loch und erwartet dann noch unsere Hilfe?« Ein weiterer Schritt, aus einer perfekt geschauspielerten, wütenden Bewegung heraus, Ihr seid ja verrückt!« fügte sie hinzu.

»Mein liebes Kind«, sagte Kent gepreßt, »meine Geduld ist Erschöpft. Ich habe dir geglaubt. Ich habe meine Freunde herkommen lassen, weil ich dachte, du wärst wichtig für uns. Aber lieh habe nicht gewußt, daß ich es mit einer hysterischen Frau zu tun habe!« Bei den letzten Worten wurde seine Stimme immer lauter. Er kochte jetzt wirklich vor Zorn, aber schließlich war das genau das, was Charity wollte. Sie entschloß sich, noch ein bißchen Öl auf die Flammen zu gießen.

»Und ich glaube, daß ihr alles Feiglinge seid«, sagte sie.

»Genauso habe ich mir das vorgestellt — ein Haufen von Narren, die Krieg spielen und den Schwanz einziehen, sobald es ernst wird.«

Kent riß die Augen auf, starrte sie eine Sekunde lang fassungslos an und streckte die Hand aus, um sie zu packen. Und genau darauf hatte Charity gewartet.

Es ging so schnell, daß Kents Männer keine Chance mehr Hatten, irgend etwas zu unternehmen. Charity packte sein Handgelenk, versetzte ihm einen Stoß und zerrte plötzlich mit aller Kraft in die entgegengesetzte Richtung, als er sich instinktiv nach vorne warf. Kent verlor plötzlich den Boden unter den Füßen, prallte gegen sie und rollte mit einem krächzenden Schrei über ihren plötzlich gekrümmten Rücken ab.

Und Charity bekam das Gewehr zu fassen.

Sie machte sich nicht die Mühe, Kent die Waffe von der Schulter zu reißen, sondern stürzte an ihn geklammert zu Boden, entsicherte die Waffe und riß Kent mit einer verzweifelten Kraftanstrengung herum, bis der Lauf des Lasers auf Faergal deutete, und drückte ab; alles in einer einzigen, rasend schnellen Bewegung. Ein nadeldünner Energiestrahl zuckte aus der Waffe und durchbohrte Faergals Unterleib.

Plötzlich geschah alles gleichzeitig. Charity hörte Skudder schreien, hörte Schritte und das helle metallische Klacken von Waffen, die in fliegender Hast entsichert wurden, dann die Geräusche eines Kampfes und wieder Schreie, und plötzlich fühlte sie sich von fast einem Dutzend Händen gleichzeitig gepackt und weggerissen. Jemand schlug ihr in den Magen, ein anderer Mann packte ihre Hand und drehte sie so brutal auf den Rücken, daß sie mit einem Schmerzlaut auf die Knie fiel. Ein Dutzend Gewehrläufe richteten sich auf sie.

Aber niemand schoß.

Faergal war zu Boden gestürzt, als ihn der Laserstrahl traf. Aber er lag nicht still.

Er tobte. Sein Körper zuckte wie in Krämpfen, während seine Arme und Beine rasend schnell wirbelten; mit Bewegungen, die ein menschlicher Körper einfach nicht vollbringen konnte, ganz gleich, was man ihm antat.

Dann klappte er auseinander. So sauber und rasch wie zwei Teile einer perfekt angepaßten Form, die plötzlich ihren Halt verloren. Und aus seinem Inneren kroch... etwas hervor. Ein großes schwarzes

Wesen mit dürren Spinnengliedern, das Charity aus einem Dutzend Facettenaugen haßerfüllt anstarrte.

Charity riß sich mit einem entschlossenen Ruck los, hob den Laserstrahler auf und legte auf das Ding an.

Niemand versuchte sie aufzuhalten.

Dieses Mal stellte sie den Laser auf volle Energieabgabe ein, ehe sie abdrückte.

»Ich glaube es immer noch nicht«, sagte Kent. »Ich sehe es mit eigenen Augen, aber ich ... ich glaube es einfach nicht. Das ist unmöglich!« Er war blaß. Seine Stimme klang brüchig wie die eines uralten Mannes, und trotz des Entsetzens, das er empfand, schien es ihm unmöglich zu sein, seinen Blick von dem verkohlten Etwas zu lösen, das von Faergal übriggeblieben war. Ein wenig Blut lief über sein Gesicht aus einer Wunde, die er sich beim Sturz auf den Betonboden zugezogen hatte. Er schien es nicht einmal zu spüren.

»Genau dasselbe habe ich auch gesagt, als ich gesehen habe, was Raoul wirklich war«, sagte Skudder leise. Die Männer hatten ihn wieder losgelassen, und er war neben Charity und Kent getreten. Außer Charity schien er der einzige zu sein, der nicht mit aller Kraft um seine Fassung kämpfen mußte.

Kent sah mühsam auf. Sein Blick flackerte wie der eines Wahnsinnigen, als er Charity ansah. »Du ... du hast es gewußt?«

Charity nickte. »Skudder auch«, antwortete sie. »Er hat ihn sogar vor mir erkannt. Oder was glaubt ihr, sollte dieses ganze Theater sonst bedeuten?«

»Aber wieso?« murmelte Kent. »Woher . . .?«

»Ich kann sie spüren«, antwortete Charity. »Ich fühle es, wenn einer der Fremden in meiner Nähe ist. Skudder ebenfalls.«

Kents Blick irrte verwirrt zwischen ihr und Skudder hin und her. »Was ... was seid ihr beiden?« fragte er. Seine Angst schien sich nicht gelegt zu haben; im Gegenteil.

»Wir sind nichts Besonderes«, sagte sie hastig. »Ich glaube, jeder spürt ihre Nähe. Ich bin vielleicht nur ein bißchen sensibler als die meisten hier.« Sie machte eine Geste auf den aufgeplatzten Körper, dann auf Kent. »Ich habe dich beobachtet. Vorhin, als du neben ihm standest. Du hast es auch gespürt.«

Kent nickte zögernd. »Ja. Aber das . . .«

»Erschien nicht wichtig, ich weiß«, unterbrach ihn Charity.

»Skudder ging es bei Raoul ebenso. Instinktive Abneigung, Antipathie... Vielleicht spüren wir einfach die Nähe einer vollkommen fremden Lebensform.« Sie zuckte mit den Achseln. »Es gibt tausend Gründe, die sich finden lassen.«

»Aber wieso spürst du es so deutlich?«

»Vielleicht, weil ich nicht in ihrer Nähe aufgewachsen bin«, antwortete Charity. Aus den Augenwinkeln registrierte sie Skudders warnenden Blick, und sie reagierte darauf. Es konnte ein Fehler sein, Kent jetzt einzuweihen. Manchmal war es besser, die Wahrheit in kleinen Dosen zu verabreichen. »Ich bin in einer Gegend aufgewachsen, in der es sie nicht gibt«, fügte sie hinzu. »Vermutlich ist das das ganze Geheimnis. Skudders Stellvertreter war der erste lebende Moroni, dem ich näher als ein paar Meilen gekommen bin. In ein paar Jahren verliert sich das vielleicht.«

»Heißt das, daß es vielleicht noch mehr von diesen Wesen gibt?« fragte einer der anderen Rebellenführer.

»Nein«, antwortete Charity ruhig. »Nicht vielleicht. Bestimmt.« Sie lachte humorlos. »Ich wäre überrascht gewesen, hier keinen von ihnen anzutreffen.«

»Aber Faergal gehört seit zwanzig Jahren zu uns!« protestierte der Rebellenführer. »Ich kenne ihn, solange er lebt! Das ist völlig unmöglich.«

»Vielleicht haben sie ihn erst später ausgetauscht«, vermutete Skudder.

»Aber wenn sie von uns wußten, wieso haben sie uns dann nicht längst getötet?« murmelte Kent.

»Warum sollten sie?« fragte Skudder. »Ein Feind, den man kennt, ist nicht mehr gefährlich.« Er lachte ganz leise, deutete auf den verbrannten Kadaver und dann mit einer weit ausholenden Geste auf die Rebellen. »Sie haben euch ein bißchen Krieg spielen lassen und waren im übrigen wahrscheinlich ganz sicher, daß es außer euch keine wirklichen Rebellen gibt.«

Niemand antwortete, und Charity bezweifelte auch, daß außer Kent überhaupt einer der Männer wirklich verstanden hatte, was Skudder mit seinen Worten meinte. Der Schock saß noch zu tief.

Charity warf Skudder einen raschen, warnenden Blick zu, es nicht zu übertreiben, ging zu der zerborstenen Faergal-Hülle hinüber. Sie wollten sie berühren, aber sie konnte es nicht. Obwohl sie sich mit aller Macht einzureden versuchte, daß es nichts als

Technik war, die sie sah, eine perfekte Mimikry aus dem Computer und vielleicht einem Cloning-Tank, löste der Anblick einen solch unüberwindlichen Ekel in ihr aus, daß sie es nicht einmal fertigbrachte, die Hand danach auszustrecken.

Sie bat einen der Wächter um sein Messer. Der Mann reichte es ihr, und Charity zog die auseinandergeborstene Menschenmaske mit der Klinge herum, während sich Skudder, Kent und die anderen langsam um sie herum zu sammeln begannen.

Was sie sah, war erschreckend und faszinierend zugleich. Die menschenimitierende Hülle war nur wenig dicker als ihr kleiner Finger, aber sie sah selbst jetzt noch entsetzlich lebendig aus. Es gab eine Unzahl mikroskopisch feiner Adern, in denen etwas wie Blut pulsierte, aber auch andere, seltsam formlose Organe, die nicht in einen menschlichen Körper gehörten und deren Funktion Charity erst gar nicht zu erraten versuchte. Selbst jetzt, als sie wußte, was sie vor sich hatte, hätte sie immer noch beschworen, es mit lebendem Fleisch und Blut zu tun zu haben, nicht mit künstlichem Material.

»Das ist unglaublich«, murmelte sie. »Ich verstehe ja nicht viel davon, aber ich glaube, das ist die perfekteste Maske, die es jemals auf diesem Planeten gegeben hat. Das Ding blutet, wenn man es verletzt, stimmt's?«

Der Mann, der in Faergals Begleitung gekommen war, nickte. »Voriges Jahr hat er sich den Arm gebrochen. Ich habe ihn selbst geschient. Ich … ich habe es nicht einmal gemerkt.«

»Vielleicht war er da noch er selbst«, sagte Skudder. Er runzelte die Stirn, als er sah, daß Charity den Kunstkörper mühsam ganz auseinanderbrach und mit angeekeltem Gesicht hineinblickte. »Was suchst du?«

Charity antwortete nicht, sondern führte ihre Untersuchung zu Ende, obwohl sich ihr dabei schier der Magen herumzudrehen schien. Erst dann stand sie auf, wischte das Messer an der Hose des Toten sauber und gab es seinem Besitzer zurück.

»Etwas, das nicht da war«, antwortete sie. »Ein Funkgerät, oder so etwas.«

Kent erschrak sichtlich. »Du glaubst . . .«

»Nein«, unterbrach ihn Charity rasch. »Das tue ich nicht. Ich habe es befürchtet. Aber es ist nichts da.« Und jetzt mußten sie nur noch beten, daß das Ding nicht telepathisch war, fügte sie in Gedanken hinzu. Aber das sprach sie lieber nicht laut aus. Plötzlich

bedauerte sie es fast, den Insektenspion so gründlich ausgelöscht zu haben. Sein Leichnam hätte ihnen wertvolle Aufschlüsse über . . .

Sie dachte den Gedanken nicht einmal zu Ende, als sie den Fehler darin begriff. Wertvolle Aufschlüsse hätte der Kadaver einem Wissenschaftlerteam geben können, das in einem voll ausgerüsteten Labor arbeitete. Aber so etwas gab es nicht mehr. Sie hatte noch lange nicht gelernt, sich in dieser Welt zurechtzufinden. Vielleicht würde sie es niemals wirklich lernen. Vielleicht wollte sie es auch gar nicht.

»Schafft das weg«, sagte sie, müde und mit einer Kopfbewegung auf die zerrissene leere Hülle. »Und dann sollten wir vielleicht endlich tun, wozu wir hergekommen sind, und miteinander reden.«

Es verging noch mehr als eine Stunde, bis sie endlich in Kents improvisierter Kommandozentrale zusammenkamen. Charity hatte darum gebeten, jeden einzelnen der Männer dabeizuhaben, die Zeuge der schrecklichen Ereignisse geworden waren; und selbstverständlich auch Bart, Net und El Gurk — und sie hatte darauf bestanden, daß vorerst niemand von Faergals Enttarnung erfuhr. Kent hatte beides widerspruchslos hingenommen, und auch die drei anderen Rebellenführer hatten sich dieser Anordnung gefügt.

Es war eng in Kents Refugium. Die winzige Betonkammer war groß genug, um zehn Menschen bequem aufzunehmen, aber im Moment hielt sich fast die doppelte Anzahl darin auf. Wenigstens war die Kälte auf diese Weise ein wenig besser zu ertragen. Nicht nur zu Charitys Überraschung hatte Kent auch Lydia herbringen lassen, die Frau, die sie vor zwei Tagen vor den Reitern gerettet hatten. Sie saß auf einer Kiste und starrte ins Leere, und Charity hatte sich ein paar Mal dabei ertappt, sie mit einem Gefühl von Schuldbewußtsein anzublicken, das sie selbst nicht verstand. Irgendwie machte sie sich und Skudder für den Tod ihres Kindes verantwortlich.

»Ihr sucht also Daniel«, begann Kent. Er sprach noch immer sehr leise und ein bißchen schleppend; von allen Anwesenden hatte er seinen Schrecken bisher am schlechtesten überwunden, und Charity gefiel das nicht. Sicher, der Schock mußte gewaltig gewesen sein, aber ein Mann in Kents Position durfte sich Gefühl nur dann erlauben, wenn er sie sich auch leisten konnte. Charity sah ihn besorgt an. Sie war nicht sicher, ob sie sich auf jemanden verlassen

wollte, der so leicht zu erschüttern war wie er. Zum ersten Mal fiel ihr auf, wie jung er noch war. Zögernd nickte sie.

»Daniel oder seine Auftraggeber. Am besten beide. Aber zuerst Daniel.«

»Und das ist keine persönliche Sache?« fragte einer der drei anderen Rebellenführer. Er lächelte entschuldigend, als er Charitys ärgerlichen Blick bemerkte, und breitete in einer erklärenden Geste die Hände aus. »Wir sind nicht viele, und es hat lange gedauert, diese Organisation aufzubauen. Wir . . .«

». . . legen keinen besonderen Wert darauf, in einen persönlichen Rachefeldzug verwickelt zu werden«, führte der Mann neben ihm den Satz zu Ende. »Dazu steht zuviel auf dem Spiel.« Er sprach leiser als der andere, aber irgendwie entschlossener.

»Vielleicht habt ihr sogar recht«, sagte Charity ungerührt.

Der Mann funkelte sie an, dann wandte er sich abrupt um. Sein ausgestreckter Finger deutete beinahe anklagend auf Skudder. »Wie es aussieht, scheinen sie wirklich die zu sein, für die sie sich ausgeben. Aber ich weiß nicht, ob meine Leute mit einem Shark zusammenarbeiten wollen.«

Skudder widersprach wütend, aber Charity hörte gar nicht mehr hin. Sie nutzte die Gelegenheit, sich die drei Männer neben Kent eingehender anzusehen.

Da war Arson, der Mann gleich neben Kent. Er war sehr groß und noch recht jung und hatte wache Augen und ein offenes Gesicht, aber Charity spürte einfach, daß er trotz seiner Stärke ein sehr weicher Mann war. Sie fragte sich, wie er es geschafft haben mochte, zum Führer einer Rebellenarmee zu werden. Neben ihm Tidewell, ein Mann Anfang Dreißig, schlank, aber zäh, dessen Augen mit einer nie erlöschenden Wut in die Welt blickten. Und schließlich der Mann, dessen Namen sie schon wieder vergessen hatte; der einzige der Rebellen, über den sie sich noch keine Meinung hatte bilden können. Vielleicht, weil er als einziger bisher kein Wort gesagt hatte, sondern Skudder, sie und Kent nur abwechselnd ansah.

Arson bemerkte ihren prüfenden Blick und begann nervös auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen. Er sah plötzlich aus, als wünschte er sich weit, weit weg.

»Stimmt etwas nicht?« fragte Charity.

Arson lächelte unsicher. »Nichts«, behauptete er. »Aber der

letzte, den du so prüfend angesehen hast, ist nicht mehr bei uns.«

Charity blickte ihn einen Moment verblüfft an, dann lachte sie. Tidewell und Skudder hörten auf, sich zu streiten, und starrten sie verwirrt an. Nur Kent blieb sehr ernst.

»Arson hat gar nicht so unrecht«, sagte er. »Niemand garantiert uns, daß Faergal der einzige Spion war.« Er zögerte einen Moment. »Glaubst du, alle überprüfen zu können?«

Charity nickte. »Kein Problem. Und auch die Männer in den anderen Verstecken. Aber ich werde mich hüten, es zu tun.«

»Wieso?« fragte Tidewell scharf.

»Weil das das Dümmste wäre, was wir überhaupt tun könnten«, sagte Skudder. Er bedachte Tidewell mit einem abfälligen Blick. Die beiden scheinen Freundschaft geschlossen zu haben, dachte Charity spöttisch.

»Es wird schwer genug werden, eine überzeugende Erklärung für Faergals Verschwinden zu erfinden«, fuhr Skudder fort. »Glaubt ihr, Daniel würde nicht zwei und zwei zusammenzählen, wenn alle seine Spione mit einem Schlag von der Bildfläche verschwinden?«

»Skudder hat recht«, sagte Charity rasch, ehe Tidewell auffahren konnte. »Alles muß so bleiben, wie es war. Deshalb wollte ich ja, daß niemand erfährt, was hier passiert ist. Ich weiß, daß es hart ist, aber ihr dürft niemandem vertrauen, der nicht jetzt hier bei uns im Raum ist. Nicht einmal euren besten Freunden.«

»O ja, sicher«, sagte Tidewell spöttisch. »Wir sind ja genug, fast zwanzig Mann. Wir stürmen Daniels Festung einfach allein. Gegen diese Übermacht kann er nichts ausrichten.«

»Ich brauche keine Armee«, antwortete Charity ruhig.

»Skudder und ich gehen allein. Wir brauchen euer Wissen, nicht eure Männer.«

»Ihr beide gegen Daniel?« Tidewell lachte gezwungen. »Ihr seid ja verrückt.«

»Vielleicht«, mischte sich Kent ein. »Aber sie hat trotzdem recht, Tidewell.« Er versuchte, seiner Stimme einen besänftigenden Klang zu verleihen. »Zwei oder zweihundert, das spielt keine Rolle.« Er seufzte und sah Charity an.

»Das Problem ist ein ganz anderes«, fuhr er fort. »Niemand kommt auch nur in Daniels Nähe. Nach dem kleinen Kunststück, das du uns vorhin vorgeführt hast, traue ich dir sogar zu, ihn zu erwischen. Aber ihr kommt nicht an ihn heran. Es gibt keinen Weg

nach New York hinein.«

»Unsinn!« widersprach Skudder scharf. »Daniels Leute schaffen es auch, und . . .«

»Keinen, den wir gehen können«, fuhr Kent fort. Er machte eine unbestimmte Kopfbewegung in nördlicher Richtung. »Glaubt ihr, wir hätten es nicht hundertmal versucht? Der einzige Weg in die Stadt hinein führt durch die Luft. Und wir haben keine Flugmaschinen. Und selbst, wenn wir sie hätten, würden Daniels Gleiter sie abschießen, lange, ehe sie der Stadt auch nur nahe kämen. Das gleiche gilt für den Weg durch die Hügel.«

»Wir haben Mittel und Wege, uns zu verteidigen«, sagte Charity. Aber die Worte klangen selbst in ihren eigenen Ohren nicht sehr überzeugend. Es war wohl nur so, daß sie die Wahrheit einfach noch nicht akzeptieren wollte.

»Nicht gegen die Todeszone«, sagte Kent überzeugt. »Wir haben es versucht. Ein Dutzend guter Männer hat mit dem Leben dafür bezahlt. Glaubt ihr, wir hätten nicht längst über eine Möglichkeit nachgedacht, sie dort zu treffen, wo es ihnen wirklich etwas ausmacht?« Er schüttelte den Kopf, als Charity antworten wollte, und fuhr etwas leiser, aber beinahe traurig fort: »Ihr hattet recht mit dem, was ihr uns gestern vorgeworfen habt. Wir sind keine Rebellen, die wirklich Ernst machen.«

Tidewell blickte ihn böse an, aber Kent fuhr ungerührt fort: »Trotzdem tun wir, was wir können. Aber wir können Moron nicht den Krieg erklären. Dazu haben wir weder die nötigen Leute noch die Mittel.«

»Oder das Wissen«, fügte Arson hinzu.

Charity sah ihn verwirrt an. »Wie meinst du das?«

»Wir wissen ja noch nicht einmal, gegen wen wir wirklich kämpfen«, antwortete der Rebell. »Niemand hat die Schwarze Festung je betreten. Niemand weiß, wer darin sitzt.«

»Die Schwarze Festung?«

»Das Hauptquartier der Moroni«, erklärte Arson. »Ich glaube, nicht einmal Daniel hat es je betreten.«

»Und wo liegt es?«

»Wenn ich das wüßte, wäre ich nicht hier«, antwortete Arson.

Charity schwieg einen Moment. Es paßte alles. Was sie hörte, so unglaublich es war, fügte sich nahtlos in das Bild, das sie sich von dieser neuen Welt gemacht hatte. Morons Herrschaft ruhte auf zwei

Säulen: der Präsenz seiner Besatzungstruppen auf der einen und totaler Desorientierung auf der anderen Seite. Sie hatten den Menschen nicht nur einfach ihre Freiheit genommen. Sie hatten ihnen ihre Geschichte gestohlen und damit ihre Identität. Was ihr im ersten Moment lächerlich vorgekommen war — das absolute Verbot, sich an die Geschichte der Erde zu erinnern, Morons eifersüchtiges Wachen darüber, die sozialen Bindungen der überlebenden Erdbevölkerung zu zerstören —, das erwies sich auf den zweiten Blick als schlichtweg genial.

Sie sah Net an, und die Wastelanderin erwiderte ihren Blick, aber sie glaubte nicht, daß Net ahnte, was sie wirklich in ihr sah. Zwei Generationen, dachte sie. Vor zwei Generationen waren die Vorfahren dieses Mädchens Menschen wie sie gewesen, Amerikaner, die in einem freien Land geboren und aufgewachsen waren. Net und ihre Eltern erinnerten sich nicht einmal mehr daran, wie diese Welt einmal gewesen war . . .

Verbitterung machte sich in ihr breit, als sie die volle Tragweite dieses Gedankens begriff. Vielleicht war sie schon zu spät gekommen. Noch ein, höchstens zwei weitere Generationen, und die Menschen würden vergessen haben, daß es jemals anders gewesen war. Morons Plan war viel subtiler, als sie bisher hatte wahrhaben wollen. Wahrscheinlich hatten die schwarzen Insektenkrieger schon Tausende von Welten erobert, aber sie begnügten sich nicht damit, deren Bevölkerung zu versklaven. Sie sorgten dafür, daß sie vergaßen, jemals frei gewesen zu sein.

»Ein Grund mehr, uns diesen Daniel zu schnappen«, sagte Skudder. »Und zwar lebend.«

»So schlau waren wir auch schon«, sagte Tidewell ärgerlich. »Aber es ist unmöglich. Du hast den Todesgürtel um das Shaitaan gesehen?«

Skudder nickte.

»Es gibt einen ähnlichen Ring um New York«, fuhr Tidewell fort. »Aber er mißt hundert Meilen.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf Charitys Laserwaffe. »Selbst mit Hunderten von den Dingern wäre es Selbstmord. Auch wenn ihr mit den Monstern fertig werdet, die den Todesstreifen bevölkern, schießen euch Daniels Gleiter zusammen, ehe ihr auch nur zehn Meilen schafft.«

Er sagte ihr, dachte Charity. Nicht wir.

Sie verscheuchte den Gedanken. Ihr Mißtrauen begann zu einer

Krankheit zu werden. Sie mußte aufpassen, nicht hinter jedem gedankenlos dahergesagten Wort Verrat und Heimtücke zu vermuten.

»Aber es muß einen Weg in diese Festung geben«, sagte sie. New York war die Hauptstadt dieses Kontinents, das Zentrum, von dem aus Daniel ganz Nord- und Südamerika beherrschte. Es war einfach unmöglich, daß er all dies nur mit Hilfe einiger Telekom-Verbindungen und einer Handvoll Gleiter tat.

»Warum fragt ihr nicht einfach mich?«

Nicht nur Charity fuhr verblüfft auf ihrem Stuhl herum und starrte Lydia an. Sie begriff plötzlich, daß sie alle Lydia schlichtweg vergessen hatten. Aber die Frau hatte zugehört. Und sie hatte jedes Wort verstanden. Ihr Gesicht blieb weiter unbewegt, aber in ihren Augen war plötzlich etwas, das Charity fast erschreckte. Ein so abgrundtiefer Zorn, wie sie ihn noch nie zuvor bei einem Menschen erblickt hatte.

»Dich?« fragte Kent überrascht.

Lydia nickte. »Ich weiß, wie ihr in die Stadt kommt«, sagte sie.

Für Augenblicke wurde es sehr still in dem kleinen, unterirdischen Verlies. Alle starrten Lydia an, aber sie blickte in Charitys Richtung, als ginge das, was sie zu sagen hatte, nur sie beide an.

»Du?« sagte Kent schließlich. Seine Stimme klang sehr mißtrauisch, und mit einemmal fiel Charity wieder ein, wie stark Lydias Angst auch vor ihm und seinen Männern gewesen war. Kents Rebellen schienen unter der Bevölkerung nicht nur Freunde zu haben.

»Die Kinder«, fuhr Lydia fort, mit einer Stimme, als rede sie in Trance. »Die Kinder, die sie im Shaitaan sammeln — sie werden nach New York gebracht.«

Charity sog überrascht die Luft ein, aber Kent machte eine schnelle, befehlende Geste und trat einen Schritt auf Lydia zu. »Woher willst du das wissen?« fragte er mißtrauisch. »Niemand war je in einem Shaitaan. Niemand, der nicht zu ihnen gehört, jedenfalls.«

»Meine Schwester schon«, antwortete Lydia. »Sie ist Shai-Priesterin.«

»Ein Grund mehr, dir nicht zu glauben«, versetzte Tidewell heftig. »Sie wird uns verraten«, fügte er hinzu, an Kent und die

anderen gewandt.

»Das werde ich nicht!« widersprach Lydia. »Ich hasse sie. Sie haben mir meine Kinder gestohlen. Sie haben meine Töchter entführt und meinen Sohn umgebracht.«

Tidewell wollte widersprechen, aber Charity wandte sich wieder an Lydia. »Was geschieht mit den Kindern, die sie ins Shaitaan bringen?« fragte sie.

»Sie werden Shai geweiht und ... und weggebracht«, antwortete Lydia mit bebender Stimme.

»Wohin?«

Lydia zuckte mit den Schultern. »Das weiß niemand«, antwortete sie. »Aber meine Schwester war ... war ein paarmal dabei. Sie hat mir erzählt, daß die Geweihten in einen großen Raum unter dem Shaitaan gebracht werden, von dem aus ein Weg nach New York geht.«

»Nach New York?« Kent gab sich keine Mühe, seinen Unglauben zu verbergen. »Das sind fast tausend Meilen.«

»Ich weiß«, sagte Lydia. »Aber das ist es, was sie erzählt hat. Sie ... sie sagte, sie wäre einmal dagewesen.«

»Aber das ist völlig unmöglich!« protestierte Tidewell. »Sie lügt!«

»Nein«, sagte Charity leise. »Das tut sie nicht.«

Tidewell starrte sie finster an, und auch Kent runzelte fragend die Stirn, aber Charity ignorierte beide und wandte sich wieder an Lydia. »Ein großer Raum mit einem Ring aus Metall in der Mitte, der schwerelos über dem Boden hängt?«

Lydia nickte. »Das stimmt«, sagte sie. »Aber woher weißt du das?«

»Das würde mich auch interessieren«, fügte Tidewell lauernd hinzu.

»Ein Materietransmitter«, sagte Charity. Die Erklärung war so einfach, daß sie sich am liebsten selbst geohrfeigt hätte. »Das Shaitaan ist nichts anderes als eine Transmitterstation.«

Kents Blick machte deutlich, wie wenig ihm dieses Wort sagte. »Eine Art ... Sender«, sagte sie erklärend. »Nur, daß er keine Funkwellen oder Bilder überträgt, sondern feste Materie.«

»Das meinst du nicht wirklich«, murmelte Kent verblüfft.

»Sie sind auf diesem Wege hierher gekommen, Kent«, antwortete Charity. »Sie haben uns einen dieser verdammten Sender geschickt.

Wir hätten ihn vernichten sollen. Wir hätten es sogar gekonnt, aber wir ... wir wußten ja nicht, was da zu uns kam. Und als wir es gemerkt haben, war es zu spät.« Ihre Stimme wurde bitter. Sie sah Arson an. »Das Ding, das ihr die Schwarze Festung nennt — ich glaube, es ist das Schiff am Nordpol. Nichts anderes als eine Transmitterbasis. Wahrscheinlich gibt es Hunderte davon auf der Erde.«

Es dauerte einen Moment, bis ihr das plötzliche Schweigen auffiel. Und dann dauerte es noch einmal Sekunden, bis sie begriff, warum alle plötzlich sie anstarrten und nicht mehr Lydia.

»Sagtest du: wir?« fragte Kent. »Wie meinst du das? Es gibt noch mehr wie dich?«

»Ja«, sagte Charity, verbesserte sich sofort und schüttelte den Kopf. »Genauer gesagt, nein. Ich glaube nicht.« Sie schwieg noch einmal einen Moment, dann begann sie mit leiser, aber sehr fester Stimme zu erzählen.

Eine Hand lag auf seiner Stirn; schmal und kühl und sehr leicht — die Hand eines Kindes oder eines sehr kleinwüchsigen Planetenbewohners. Geräusche: das Murmeln von Stimmen, zu weit, als daß er die Worte verstehen konnte, Schritte, Lachen: alltägliche Geräusche einer menschlichen Ansiedlung. Keine Bedrohung.

Kyle öffnete die Augen. Sein Blickfeld war eingeschränkt, und im ersten Moment hatte er Mühe, die richtige Sehschärfe zu finden; alles war verschwommen, düster, das Licht ein wenig ins Rote verschoben. Eine Gestalt saß neben ihm, blickte in sein Gesicht und strich weiter sanft mit der Hand über seine Stirn. Er hatte Fieber. Die Berührung der schmalen Hand tat sonderbar gut. Kyle hatte entsetzlichen Durst.

»Verstehst du mich?«

Die Stimme klang so jung, wie sich die Berührung der Hand anfühlte. Kyle nickte schwach, konzentrierte sich einen Moment lang darauf, sein außer Kontrolle geratenes Sehvermögen zu korrigieren, und registrierte mit leiser Verwunderung, welche Anstrengung es ihn kostete.

Der verschwommene helle Fleck über ihm gerann zu einem schmalen, von schulterlangem schwarzen Haar eingefaßten Gesicht,

wie er vermutet hatte, das Gesicht eines Mädchens. Er wollte etwas sagen, aber seine Stimme verweigerte ihm den Dienst. Sein Gaumen war geschwollen und hart. Der Durst hatte die Intensität echter körperlicher Schmerzen erreicht.

»Warte«, sagte das Menschenjunge. »Ich hole dir Wasser. Beweg dich nicht.« Es stand auf und verschwand aus seinem Sichtfeld, verließ die Hütte aber nicht; Kyle hörte es irgendwo rechts neben sich hantieren.

Besorgt lauschte er in sich hinein. Der Zusammenbruch und die Ohnmacht waren programmiert gewesen; vier, maximal fünf Stunden, in denen er fiebergeschüttelt dagelegen und Worte gestammelt hatte, die sein niemals schlafendes Unterbewußtsein pedantisch überwachte. Er wußte, daß er das Vertrauen der Planetenbewohner jetzt schon gewonnen hatte; die scheinbar zusammenhanglosen Wort- und Satzfetzen wiesen ihn als das aus, was sein Äußeres zu sein vorgab. Rasch rekapitulierte er noch einmal das, was er im Schlaf gesagt hatte, und registrierte zufrieden, daß ihm kein Fehler unterlaufen war. Trotzdem war etwas nicht so, wie es sein sollte. Er war erschöpfter, als er hätte sein dürfen, und sehr viel durstiger. Der Wassermangel hatte gefährliche Ausmaße angenommen. In seinem rechten Bein pulsierte ein heftiger, klopfender Schmerz.

Kyle konzentrierte sich einen Moment lang darauf und stellte fest, daß es gebrochen war. Mehrmals und nicht glatt, so daß Knochensplitter in sein Fleisch gedrungen waren und bereits eine Entzündung hervorgerufen hatten. Der Sturz vom Motorrad war schwerer gewesen, als er vermutete.

Aber der Schaden war nicht irreparabel. Noch bevor das Menschenjunge mit dem versprochenen Wasser zurückkehrte, aktivierte Kyle eine Anzahl schlafender Abwehrmechanismen, die es seinem Körper ermöglichten, mit der Infektion binnen weniger Stunden fertig zu werden. Gleichzeitig leitete er einen behutsamen Heilungsprozeß ein. In seinem rechten Bein machte sich ein taubes Prickeln bereit, der Schmerz verschwand wie abgeschaltet. Kyle hätte den Bruch auch innerhalb weniger Minuten heilen können, aber das durfte er nicht. Er hatte das Vertrauen dieser Menschen hier gewonnen, aber noch nicht die Informationen, die er benötigte.

Das Menschenjunge kam zurück, eine flache hölzerne Schale mit Wasser in beiden Händen haltend. Vorsichtig kniete es neben ihm

nieder, stellte die Schale ab und schob dann eine Hand unter seinen Nacken, um seinen Kopf zu stützen. Dann hob es die Schale mit der anderen Hand wieder an und setzte sie an seine Lippen. »Hier«, sagte es. »Trink. Aber vorsichtig. Nur ganz kleine Schlucke — versprochen?«

Kyle deutete ein Nicken an, öffnete den Mund und trank. Das Wasser schmeckte schlecht. Es war warm und abgestanden und voller Krankheitserreger, und Kyle hätte es nicht einmal nötig gehabt — jetzt, als er wieder die volle Kontrolle über seinen Körper hatte, konnte er behutsam einen Teil des eingekapselten Flüssigkeitsvorrates freisetzen und den bedrohlich werdenden Wassermangel so regulieren. Trotzdem trank er mit großen gierigen Schlucken, so daß das Junge schließlich den Kopf schüttelte und die Schale mit einem bedauernden Seufzen wieder zurückzog.

»Nicht so hastig«, sagte es. »Du bekommst, so viel du willst, aber du mußt langsamer trinken.«

»Durst«, flüsterte Kyle. Seine Stimme zitterte und klang krank.

»Ich weiß«, sagte das Humanoidenjunge. »Du hast Fieber. Aber Stanley hat mir verboten, dir zuviel Wasser zu geben, bevor er dich nicht untersucht hat. Du hast zwölf Stunden dagelegen und phantasiert.«

Zwölf Stunden? Kyle erschrak. Mehr als doppelt so lange wie vorgesehen. Etwas war schiefgelaufen. Sein Körper war schwerer beschädigt, als er hätte sein dürfen.

Das Mädchen bemerkte sein Erschrecken und deutete es natürlich vollkommen falsch. »Keine Sorge«, sagte es rasch. »Du bist außer Gefahr. Stanley ist ein guter Arzt.« Es stand auf. »Ich hole ihn jetzt — einverstanden?«

Kyle nickte. Das Mädchen lächelte ihm noch einmal aufmunternd zu, drehte sich dann um und verschwand aus der Hütte.

Zwölf Stunden? Er hätte keine zwölf Stunden daliegen und fiebern dürfen. Und da war dieser Arzt — offensichtlich die planetare Bezeichnung für einen Biochemiker. Was hatte er getan, und was hatte er herausgefunden? Kyle wußte, daß sein Körper einer flüchtigen Untersuchung standhalten würde. Auf den ersten Blick unterschied er sich in nichts von einem Einheimischen, aber jemandem, der etwas von Biologie verstand, würden gewisse Unterschiede auffallen.

Besorgt lauschte er in sich hinein. Sein Verdacht bestätigte sich:

In seinem Körper waren Substanzen, die nicht hineingehörten. Primitive Chemikalien, die der Arzt ihm verabreicht haben mußte, in dem Bemühen, das Fieber zu senken und seinen Allgemeinzustand zu stabilisieren. Sie hatten das Gegenteil erreicht — Kyle sah zwar aus wie ein Mensch, aber er war keiner. Die fremden Chemikalien hatten bedrohlich in seinen Körperhaushalt eingegriffen und zu einer besorgniserregenden Destabilisierung geführt. Kyle begriff ohne die Spur eines Schreckens, daß er um ein Haar gestorben wäre. Rasch schied er die verschiedenen organischen Gifte aus, mit denen der Humanoide ihn fast zu Tode gepflegt hatte, achtete aber sorgsam darauf, nichts an seinem Äußeren zu verändern.

Er sah noch immer mehr tot als lebendig aus, als der Junge zurückkam, begleitet von drei weiteren Planetenbewohnern, zwei männlichen und einem weiblichen Exemplar, alle wesentlich älter als das Menschenjunge. Einer der Männer kniete wortlos neben ihm nieder, betastete seine Stirn, blickte in seine Augen und fühlte dann mit spitzen Fingern über sein bandagiertes rechtes Bein. Kyle schloß, daß es sich bei ihm um Stanley handeln mußte.

»Das sieht gar nicht schlecht aus«, sagte Stanley, nachdem er seine Untersuchung beendet hatte. »Das Schlimmste scheint überstanden zu sein. Sie sind ein zäher Bursche, wie?« Seine Stimme klang ein bißchen unsicher. Kyle fragte sich, ob er Verdacht geschöpft hatte. Möglicherweise hatte er den Heilungsprozeß trotz allem zu sehr forciert. Er nahm sich vor, den Arzt bei der ersten sich bietenden Gelegenheit zu töten.

Laut sagte er: »Es geht. Ich fühle mich schon wieder ... besser.«

Der Arzt lächelte. »Sicher doch«, sagte er spöttisch. »Gleich werden Sie aufstehen und Bäume ausreißen, wie?« Er grinste, erhob sich wieder und machte für die beiden anderen Humanoiden Platz. Kyle musterte sie aufmerksam. Der Mann war alt — im letzten Viertel seiner Lebenserwartung, die Frau etwas jünger, aber verhärmt, mit großen, schlecht verheilten Narben auf Händen und Unterarmen. Ihre Bewegungen waren ein wenig schneller als die des Mannes, ihr Blick härter. Zweifellos war sie die Gefährlichere der beiden.

»Ich bin Antony. Das sind Stanley und Liz. Können Sie reden?« begann der Mann. Die Frau schwieg. Kyle konnte ihr Mißtrauen fühlen.

Er nickte. »Wo bin ich hier?«

»Vielleicht beantworten Sie uns erst einmal ein paar Fragen, ehe sie selbst welche stellen«, sagte die Frau scharf, ehe der Mann antworten konnte. »Wer sind Sie? Was wollen Sie hier bei uns?«

»Kyle«, antwortete Kyle. »Mein Name ist Kyle. Ich suche Skudder.«

In den Augen des Mannes erschien ein deutlicher Ausdruck von Erkennen, das Gesicht der Frau blieb starr. »Wer soll das sein?« fragte sie.

Kyle seufzte. Mühsam stemmte er sich auf die Ellbogen, versuchte sich ganz aufzusetzen und sank wieder zurück. Er hatte keine Kraft. Das Fieber war noch immer zu hoch. Er dämpfte es ein wenig. »Hören Sie, Liz«, sagte er. »Ich verstehe Ihr Mißtrauen. Aber wir haben keine Zeit für Spielchen. Ich muß Skudder und die anderen finden.«

»Müssen Sie das?« Liz lächelte dünn. »Und warum?«

»Weil sie in Gefahr sind«, antwortete Kyle mühsam.

»Bitte, ich ... muß zu ihnen.«

»Sie gehen nirgendwo hin«, unterbrach ihn Stanley bestimmt. »Daß Sie überhaupt noch leben, ist ein Wunder, guter Mann. Sie bleiben mindestens eine Woche hier liegen, und . . .«

»Bis dahin sind Skudder und Charity Laird tot«, sagte Kyle ruhig.

»Was soll das heißen?« schnappte Liz.

Kyle wartete einen Moment, ehe er antwortete. »Das versuche ich Ihnen ja die ganze Zeit über zu erklären«, sagte er. »Daniel hat einen Mann auf sie angesetzt. Einen... Spezialisten. Ich muß sie warnen.«

»So?« sagte Liz mißtrauisch. »Und wenn Sie dieser Spezialist sind? Nur so, als Gedankenspiel . . .«

Kyle seufzte. »Wenn, dann wäre ich ein ziemlicher Idiot, halbtot hier anzukommen und das Risiko einzugehen, daß Ihr Knochenflicker mich umbringt«, sagte er heftig. Stanley grinste. Kyle hatte die richtige Tonart angeschlagen. Er spielte die Rolle eines Shark. Sharks waren nicht für ihre ausgesuchten Umgangsformen bekannt.

»Hören Sie zu«, fuhr er nach einer Weile fort. »Ich weiß, daß sie hier waren. Ich gehöre zu ihnen. Wir wurden getrennt, aber wir hatten ausgemacht, uns hier zu treffen.«

Er begriff im gleichen Moment, daß er einen Fehler gemacht

hatte. Antony sah ihn überrascht an, und das Mißtrauen in Liz' Augen wurde wieder stärker. »Hier?«

»Hier oben in der ersten menschlichen Ansiedlung weiter südlich«, sagte er grob. »Wir . . .«

Liz schnitt ihm mit einer energischen Handbewegung das Wort ab. »Okay«, sagte sie. »Nehmen wir an, das stimmt. Wer sind Sie? Wenn Sie zu ihm gehören, wieso sind Sie zurückgeblieben? Skudder und die anderen sind vor einer Woche hier durchgekommen.«

Die Offenheit dieser Antwort überraschte Kyle für einen Moment. Aber dann begriff er, daß Liz damit kein Risiko einging. Wenn er die falschen Antworten gab, würde sie ihn töten.

»Erzählen Sie von Anfang an«, sagte Antony. »Wir glauben Ihnen ja, aber wir müssen sichergehen.«

Liz warf ihm einen ärgerlichen Blick zu. Antony ignorierte ihn, lächelte aufmunternd in Kyles Richtung und machte eine Geste. »Bitte.«

»Also gut«, begann Kyle. »Wir wurden getrennt. Ich ... bin in der Stadt zurückgeblieben, um noch ein paar Dinge mitzunehmen. Nicht lange, eine Stunde vielleicht, aber als ich losfahren wollte, kamen die Gleiter.« Er sprach stockend, als bereite ihm allein die Erinnerung körperliche Schmerzen. Liz starrte ihn ausdruckslos an, aber er sah auch Mitgefühl in den Augen Antonys, Stanleys und des Mädchens. Mit zitternder Stimme und ins Leere gerichtetem Blick fuhr er fort: »Es war entsetzlich. Sie ... haben auf alles gefeuert, was sich bewegte. Wir ... wir haben uns zurückgezogen. Ein paar von uns haben versucht, durchzubrechen, aber sie haben sie alle erwischt. Wir anderen haben uns in die Keller verkrochen.«

»Und?« fragte Liz, als er nicht weitersprach, sondern absichtlich eine Pause einlegte, als fiele es ihm schwer, die Bilder aus seiner Erinnerung in Worte zu fassen.

»Dann kamen die Ameisen«, flüsterte er. »Es waren Hunderte. Sie ... sie haben die Stadt abgeriegelt und ... Haus für Haus durchsucht. Wir haben gekämpft, aber es ... es waren einfach zu viele. Sie haben alle umgebracht.«

»Alle?«

Kyle nickte. Dann deutete er auf seine bandagierte Schulter. »Ich hatte Glück, das ist alles. Ich wurde angeschossen, aber ich hab' diese verdammte Ameise auch erwischt, ehe sie mir den Rest geben konnte. Danach . . .« Er stockte, hob hilflos die Hände. »Ich weiß

nicht, wie lange ich bewußtlos war. Vielleicht ein paar Stunden, vielleicht Tage. Sie haben mich irgendwie übersehen. Dachten wohl, ich wäre tot.«

»Und weiter?«

Kyle blickte einen Moment lang an Liz vorbei ins Leere. »Es war gestern ... nein, vorgestern«, flüsterte er. »Ich habe ... Wasser gefunden, und ein bißchen Morphium, um die Schmerzen zu dämpfen. Ich wollte weg. Die Ameisen waren abgezogen, nachdem sie alle umgebracht hatten. Und dann ist der Gleiter gelandet.«

»Was für ein Gleiter?« fragte Liz mißtrauisch.

Kyle mußte davon ausgehen, daß das Transportschiff geradewegs über die Siedlung hinweggeflogen war. Er wußte nicht, welchen Kurs es genommen hatte. »Ein riesiges Ding«, antwortete er. »Eine Art ... Scheibe, fast eine halbe Meile groß. Ich hab' so etwas noch nie zuvor gesehen. Ein paar Ameisen sind herausgekommen, und dann . . .« Er sah Liz an, als glaube er selbst nicht, was er da sagte. »Ich vermute, es war Daniel persönlich«, fuhr er fort. »Ein Mann in schwarzer Kleidung, mit dem Zeichen Morons. Jedenfalls jemand mit Macht. Er war nicht allein. Eine Ameise war bei ihm, und ein ... ein anderer Mann. Ich konnte hören, was sie sprachen.«

»Und dieser andere Mann war der Jäger, von dem Sie sprachen?« Liz' Mißtrauen war keineswegs besänftigt.

Kyle nickte. »Ja. Ich ... weiß nicht, wer er ist, oder was, aber ich muß Skudder warnen.«

Liz lächelte dünn. »Wie kommen Sie auf die Idee, daß ein einzelner Mann Skudder finden könnte?« fragte sie. »Daniel und all seine Ameisen haben es nicht geschafft.«

»Das ist kein normaler Mensch«, antwortete Kyle aufgebracht. »Ich weiß nicht, was er ist, aber er ... er muß eine Art menschlicher Spürhund sein.« Er hob erregt die Hände. »Hören Sie, Liz. Ich bin ihm gefolgt. Ein ... ein paar von unseren Jungs hatten sich in die Berge geschlagen, aber er hat sie gefunden. Es gab keine Spuren. Nichts, was sie hätten verraten können, und das Versteck war perfekt. Er hat nicht einmal eine Stunde gebraucht, um sie aufzuspüren. Er hat alle getötet.«

Antony starrte ihn an, und auch Liz schwieg einen Moment. Dann sagte sie: »Und jetzt glauben Sie, er wäre hinter Skudder her.«

»Ich weiß es!« widersprach Kyle. »Verdammt, begreifen Sie denn nicht, daß Sie auch in Gefahr sind? Er wird hierher kommen.

Ich bin gefahren wie der Teufel, aber ich glaube nicht, daß ich einen allzu großen Vorsprung habe. Er wird euch alle umbringen!«

»Das glaube ich nicht«, antwortete Liz gelassen. »Wir sind nicht ganz wehrlos.« Sie wandte sich an Antony. »Stell ein paar Wachen auf.«

Der Mann nickte und entfernte sich. Liz drehte sich wieder zu Kyle um. »Eine ziemlich phantastische Geschichte, die Sie da erzählen, nicht?«

»Aber sie ist wahr!« widersprach Kyle heftig. »Verdammt, wenn Sie mir nicht glauben, dann schicken Sie wenigstens jemanden zu Skudder, der ihn warnt. Ihr müßt mir ja gar nicht sagen, wo er ist.«

Liz blickte ihn einen Moment lang sehr nachdenklich an. Dann zuckte sie mit den Schultern, drehte sich um und ging zur Tür, blieb aber noch einmal stehen. »Wir denken darüber nach«, sagte sie. »Wenn Ihre Geschichte stimmt, sehen wir weiter.«

Kyle starrte ihr mit perfekt geschauspielertem Zorn nach, sagte aber nichts mehr.

»Sie dürfen es ihr nicht übelnehmen«, sagte Stanley. »Liz ist das Mißtrauen in Person. Aber ohne sie wären wir alle schon lange nicht mehr am Leben.« Er schwieg einen Moment, schien darauf zu warten, daß Kyle antwortete.

»Spielt sowieso keine Rolle«, fuhr er in verändertem Tonfall fort. »Ob wir Ihnen glauben oder nicht — mit dem Bein gehen Sie nirgendwohin, in den nächsten zwei oder drei Wochen.« Er wandte sich an das Mädchen. »Du bleibst hier und paßt auf ihn auf, ja? Ich komme später noch einmal vorbei.«

Kyle schwieg weiter, bis auch er die Hütte verlassen hatte. Dann drehte er sich langsam zu dem Mädchen um und schüttelte den Kopf. »Was ist mit den beiden los?« fragte er. »Sind sie völlig bescheuert, oder arbeiten sie für die Ameisen?«

Das Menschenjunge lächelte, aber es sah irgendwie schmerzlich aus. »Du mußt das verstehen«, sagte es, während es näher kam. »Noch etwas Wasser?«

Kyle nickte, und das Mädchen setzte die Wasserschale wieder an seine Lippen. »Wir hatten vor vier Tagen Besuch von Daniels Freunden«, fuhr es fort, während er trank. »Sie suchen Skudder. Sie ... haben drei von uns umgebracht und eine Hütte niedergebrannt. Liz traut niemandem mehr. Aber sie weiß, daß du die Wahrheit sagst«, fügte sie hinzu.

Kyle sah überrascht auf.

»Du hast im Schlaf gesprochen«, erklärte das Mädchen. »Völlig wirres Zeug, aber jetzt ergibt es einen Sinn, weißt du? Ich denke, sie glaubt dir. Sie ist nur vorsichtig. Und Stanley hat recht«, fügte sie mit einer Geste auf sein Bein hinzu. »Du kannst sowieso nichts tun.«

»Ich kann fahren«, antwortete Kyle stur. »Ist meine Maschine in Ordnung?«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »Ich verstehe nichts davon«, antwortete es. »Ich denke schon. Aber das ändert nichts. Du kannst mit dem Bein auch nicht fahren, glaub mir.«

»Aber jemand muß Skudder warnen«, beharrte Kyle. Er sprach jetzt leiser, und etwas in seiner Tonart änderte sich, Nuancen, die das Mädchen nicht einmal bewußt registrierte, die aber ihre Wirkung taten. Es war eine Art äußerst subtiler Hypnose. Ohne daß das Mädchen es auch nur begriff, begann sein ohnehin schwach ausgeprägtes Mißtrauen zu zerbröckeln.

»Ich weiß«, sagte es.

Kyle lächelte. »Dann versprich mir etwas«, sagte er sanft. »Ich hänge hier fest, aber du kannst dafür sorgen, daß man jemanden zu Skudder schickt. Warnt ihn. Und verschwindet von hier, ehe dieser Killer auftaucht.«

Das Mädchen schwieg. Es sah verwirrt aus. Dann nickte es, schüttelte aber gleich darauf den Kopf. »Ich würde es ja tun, aber...«

»Du traust mir nicht«, stellte Kyle fest. Seine Stimme klang verletzt, aber nicht vorwurfsvoll. Trotzdem wußte er, daß sie heftige Schuldgefühle in dem Mädchen weckte. Diese Humanoiden waren so leicht zu beeinflussen.

»Das ist es nicht«, sagte sie. Sie lächelte nervös, drehte sich plötzlich um und sah rasch und fast erschrocken zur Tür, als fürchte sie, belauscht zu werden.

»Sondern?«

»Sie waren hier, das stimmt«, fuhr das Mädchen stockend fort. »Aber Liz weiß selbst nicht genau, wo sie hingegangen sind. Skudder meint, es ... es wäre sicherer, wenn sie es nicht wüßte. Sie wollten nach Osten.«

»An die Küste?«

Das Mädchen zuckte hilflos mit den Schultern. »Ich weiß nicht«, sagte es unsicher. »Der Zwerg, der bei ihnen war, erzählte von irgendwelchen Rebellen. Aber niemand hier weiß genau, wo sie zu

finden sind.«

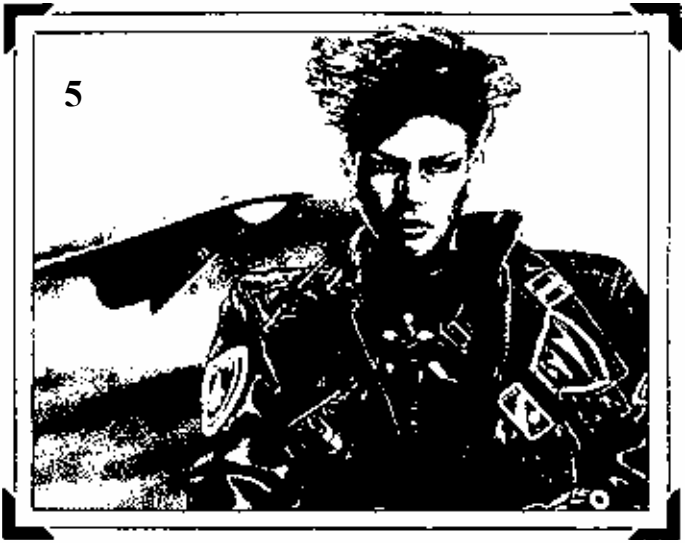
Kyle schwieg einen Moment. Er empfand keine Enttäuschung. Er hatte eine Spur — keine sehr gute, aber immerhin eine Spur. Es gab jetzt keinen Grund mehr für ihn, noch länger zu bleiben. Er wußte, daß das Mädchen die Wahrheit sprach. Er selbst hätte nicht anders gehandelt, an Skudders und Lairds Stelle.

Mit einem Ruck setzte er sich auf. Das Mädchen erschrak — und erstarrte mitten in der Bewegung, als es sah, welche unheimliche Veränderung mit Kyle vor sich ging.

Kyles zerfurchtes Gesicht glättete sich. Die Spuren von Fieber und Durst verschwanden binnen Sekunden. Plötzlich waren auf seinen Händen keine Narben mehr, und für eine Sekunde begann sich der graue Verband über seiner Schulter wie ein lebendes Wesen zu bewegen, als sich das Fleisch darunter glättete und die Wunde verschwand, die Kyle mit seiner puren Willenskraft geschaffen hatte.

Kyle gab dem Mädchen keine Chance, auch nur einen warnenden Schrei auszustoßen. Er tötete es, stand auf und konzentrierte sich für die nächsten drei Minuten darauf, sein gebrochenes Bein zu heilen. Dann verließ er die Hütte.

Als er das Dorf eine halbe Stunde später verließ, lebte in dem kleinen Felsental niemand mehr.



Was einmal Denver, Colorado, gewesen war, war jetzt eine Ruinenstadt. Die stolze Skyline mit ihren himmelhoch aufstrebenden Wolkenkratzern war ebenso verschwunden wie die kleinen, gepflegten Villenviertel, die die City umgeben hatten.

Der Anblick setzte Charity mehr zu, als sie sich eingestehen wollte. Mehr als den anderen, mehr als selbst Lydia, die noch vor weniger als einer Stunde voller Verbitterung erzählt hatte, was die Invasoren aus ihrer Heimat gemacht hatten. Vielleicht, weil sie von allen hier die einzige war, die diese Stadt gekannt hatte.

»Dort ist es.« Lydia deutete auf ein Gebäude schräg auf der anderen Seite der Straße. Es war sehr breit, hatte zahllose Fenster und maß sechs oder sieben Stockwerke. Die beiden oberen Etagen waren verkohlt und ausgebrannt, und ein gewaltiger Schuttberg streckte sich zu beiden Seiten des Gebäudes bis weit über die Straßenmitte hinaus.

»Deine Wohnung?«

Lydia schüttelte den Kopf. »Die meiner Schwester«, sagte sie.

»Ich kann nicht nach Hause zurück. Sie wissen, was ich getan habe. Sie suchen mich.«

Charity konzentrierte ihre Aufmerksamkeit wieder auf das Gebäude. Alles wirkte ruhig, fast ausgestorben, so wie die ganze Stadt — oder das, was davon übrig war. Sie waren kaum einem Dutzend Menschen begegnet. Aber Lydia hatte sie gewarnt — Morons Augen waren überall. Und die neuen Herrscher der Erde duldeten viel, nur eines nicht: daß sich ihnen jemand widersetzte. Sie würden nicht eher aufgeben, bis sie Lydia wieder eingefangen hatten.

»Worauf warten wir?« fragte Kent ungeduldig.

Charity warf ihm einen warnenden Blick zu. Für ihren Geschmack war es hier einfach zu ruhig. Auch wenn Denver — wie sie von Lydia wußte — nur noch knapp fünftausend menschliche Einwohner hatte, hätten sie mehr Menschen treffen müssen. Irgend etwas stimmte hier nicht. Die Stadt schien den Atem angehalten zu haben, als warte sie auf etwas.

»Vielleicht sollte ich allein vorgehen«, sagte Lydia. »Wenn es eine Falle ist, dann gilt sie nur mir. Sie wissen nicht, daß ihr da seid.«

»Blödsinn«, sagte Gurk. »Du . . .«

»Halt die Klappe, Zwerg«, unterbrach ihn Kent grob. »Sie hat recht.« Einen Moment lang sah er Lydia nachdenklich an, dann griff er unter seine Jacke und zog eine Maschinenpistole hervor.

»Hier. Nur zur Sicherheit. Wir kommen nach, sobald du drinnen bist.«

Sekundenlang zögerte die junge Frau, nach der Waffe zu greifen. Dann nahm sie sie aus Kents Hand, schob sie scheinbar achtlos unter ihre Jacke und trat rasch und ohne ein weiteres Wort aus dem Schatten der Häuserfront.

Charity, Kent, Gurk und Skudder beobachteten sie aufmerksam, während sie die Straße überquerte. Sie bewegte sich ohne Hast, fast gelangweilt, wie ein Spaziergänger, der gar nicht genau weiß, wohin er überhaupt geht. Charity spürte eine gewisse Bewunderung für die Kaltblütigkeit der jungen Frau. Aber vielleicht war es auch nur Verzweiflung. Die Lydia, die dort die Straße überquerte, hatte kaum noch etwas mit der verzweifelten jungen Frau zu tun, die sie vor den Reitern gerettet hatten.

Sie verscheuchte den Gedanken.

Ihre Vorsicht erwies sich — diesmal — als überflüssig. Lydia erreichte unbehelligt die gegenüberliegende Straßenseite und verschwand im Inneren des Gebäudes. Nach wenigen Augenblicken tauchte ihre Gestalt wieder unter der Tür auf. Sie winkte. Alles okay.

Nacheinander folgten sie ihr. Charity und Gurk waren die letzten, die die Straße überquerten, wobei Gurk an ihrer Hand ging, damit sie den Eindruck einer Frau und eines Kindes erweckten. Charity wußte nicht, ob die Täuschung funktionierte — es gab niemanden, den sie narren konnten. Die Straße blieb leer wie in einer Geisterstadt.

Trotzdem atmete sie erleichtert auf, als sie in die verwüstete Eingangshalle des ehemaligen Wolkenkratzers traten. Gurk riß sich mit einem Ruck von ihrer Hand los und zerrte sich den Strohhut vom Kopf, während Kent und Skudder ihn mit unverhohlener Schadenfreude angrinsten.

»Warum läßt du ihn nicht auf?« erkundigte sich Kent feixend.

»Er steht dir ausgezeichnet«, fügte Skudder hinzu.

Gurks Augen verschossen kleine Giftpfeile in Richtung der beiden ungleichen Männer. »Zerreißt euch ruhig die Mäuler«, geiferte er. »Ich werde als letzter lachen, wenn Daniel . . .«

»Schluß«, bestimmte Charity. »Alle drei. Wir haben wirklich Wichtigeres zu tun.«

Gurk knurrte etwas Unverständliches, und Charity wandte sich wieder an Lydia. »Wo wohnt deine Schwester?«

Lydia deutete auf die Treppe. »Im zweiten Stockwerk. Aber wir müssen vorsichtig sein. Es ... wohnen noch andere Diener der Moroni in diesem Haus. Folgt mir, aber paßt auf.«

»Gibt es sonst noch etwas, was du vergessen hast, uns zu erzählen?« fragte Skudder übellaunig. Lydia musterte ihn kalt und wandte sich ohne ein weiteres Wort ab.

Charity sah sich aufmerksam um, während sie der jungen Frau zur Treppe folgten. Das Gebäude mußte früher einmal ein Hotel oder ein großes Geschäftshaus gewesen sein — an einer der Wände waren noch Teile einer ehemals riesigen Empfangstheke zu sehen, und es gab gleich fünf Aufzüge, von denen natürlich keiner mehr funktionierte. Decke und Wände wiesen zahlreiche Brandspuren auf, aber auch Hunderte faustgroßer Löcher — unübersehbare Spuren eines Kampfes, der auch hier getobt hatte. Trotzdem war alles

überraschend sauber, und die schlimmsten Schäden waren sogar repariert worden. Die Menschen, die hier lebten, hatten zumindest versucht, sich so etwas wie ein Heim zu schaffen. Als sie den Treppenschacht betraten, entdeckte sie ein paar Bilder an den Wänden, und über den nackten Beton der Stufen hatte jemand ein Flickwerk aus verschiedenen Teppichstücken gelegt. Der Anblick hätte ihr Mut machen sollen, aber er erfüllte sie nur mit noch größerer Verbitterung.

Sie passierten die Tür zur ersten Etage und erreichten die zweite. Lydia gab ihnen mit Gesten zu verstehen, daß sie zurückbleiben sollten, öffnete die schwere Brandschutztür, indem sie sich mit der Schulter dagegenwarf, und verschwand in dem dahinterliegenden Gang. Diesmal dauerte es lange, bis sie zurückkam, und als sie es tat, wirkte sie sehr besorgt.

»Was ist?« fragte Kent.

Lydia zögerte. »Meine Schwester ist zu Hause«, antwortete sie. »Aber sie ist nicht allein. Ich ... habe Stimmen gehört.«

»Wie viele?«

Lydia zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Drei, vielleicht auch vier. Sie klangen sehr aufgeregt. Als stritten sie.« Kent griff unter seine Jacke und zog seine MP hervor. »Warum streiten wir nicht ein bißchen mit?«

Charity antwortete gar nicht darauf, und natürlich erwartete Kent auch gar keine Antwort. Er wußte so gut wie sie, daß sie unter gar keinen Umständen auffallen durften.

»Dann warten wir hier«, sagte Charity nach kurzem Überlegen. »Früher oder später wird dieser Besuch schon wieder gehen. Deine Schwester lebt doch allein, oder?«

»Angelika ist eine Shai-Priesterin«, antwortete Lydia, als wäre dies Erklärung genug. Als sie Charitys und Skudders irritierte Blicke bemerkte, fügte sie hinzu: »Sie müssen allein leben.«

»Dann warten wir hier«, bestimmte Charity.

»Und wenn jemand kommt?«

»Dann erklären wir, daß wir eine Umfrage im Auftrag von Pepsi-Cola machen«, antwortete Charity. Kent, Skudder und auch Lydia blickten sie verständnislos an, und sie beeilte sich, hinzuzufügen: »Wir müssen eben vorsichtig sein.«

»Und vielleicht fangt ihr damit an, etwas weniger laut zu werden«, sagte Gurk giftig. »Man hört euch wahrscheinlich bis nach

New York.«

Kyle bekam Durst. Er war seit etwas mehr als vier Stunden unterwegs, und der Wasservorrat in seinem Körper hätte für mindestens noch einmal die gleiche Zeitspanne ausreichen müssen — aber etwas stimmte nicht.

Er hatte es schon gespürt, kurz nachdem er das kleine Dorf verlassen hatte. Seine Körperchemie war irgendwie durcheinandergeraten. Er beherrschte seinen eigenen Körper noch immer so virtuos wie andere ein Instrument, aber es kostete ihn erheblich mehr Mühe als gewöhnlich.

Die Tatsache allein beunruhigte ihn kaum. Trotz allem wußte er, daß er ein Wesen aus Fleisch und Blut war, eine unvorstellbar perfekte, aber dennoch verwundbare Einheit, die auch sterben konnte.

Was ihn beunruhigte, war vielmehr die Tatsache, daß er nicht wußte, was mit ihm geschehen war. Die Verletzungen, die er sich selbst mit bloßer Willenskraft zugefügt hatte, waren längst verheilt, und sein Körper hatte genug Energie gesammelt, um eigentlich tagelang zu funktionieren, ehe sich die ersten Ausfallerscheinungen einstellten.

Vielleicht hatte ihn die Medizin, die ihm der Arzt gegeben hatte, vergiftet?

Kyle konnte sich das nicht vorstellen. Er war immun gegen die meisten Gifte, die im kolonisierten Universum bekannt waren. Außerdem hatte man ihn speziell auf diese Welt konditioniert, ehe er diesen Einsatz begann. Unvorstellbar, daß man irgendein Gift oder auch nur eine schädliche Substanz übersehen haben sollte. Was also geschah dann mit ihm?

Kyle begriff, daß er die Antwort auf diese Frage durch bloßes Nachdenken kaum finden würde, und hörte auf, Energie darauf zu verschwenden. Statt die Ursachen zu behandeln, was er im Moment nicht konnte, konzentrierte er sich darauf, mit den Symptomen fertig zu werden. Er hatte kein Wasser mitgenommen, als er das Dorf verließ, aber das war das kleinste Problem. Er wußte, daß es eine Wasserstelle gab, nur wenige Meilen von seinem eigentlichen Kurs entfernt. Er schätzte, daß er dadurch eine Stunde verlieren würde, was bedauerlich war, aber er änderte trotzdem seinen Kurs. Es spielte keine Rolle, ob er Captain Laird eine Stunde früher oder

später stellte, aber es spielte sehr wohl eine Rolle, ob er im entscheidenden Moment vielleicht einen Fehler beging, weil sein Körper unter Mangelerscheinungen litt.

Nach exakt zweiundzwanzig Minuten hatte Kyle das Wasserloch erreicht, stieg von der Maschine und kostete vorsichtig von der schmutzigbraunen Flüssigkeit, indem er einen Finger ins Wasser tauchte und daran leckte. Es war vergiftet, wie er vermutet hatte, und für einen Augenblick verspürte er wieder Verachtung für den Humanoiden, der sich Daniel nannte. Wenn Captain Laird auch nur halb so fähig war, wie er behauptete — woran Kyle mehr und mehr zu zweifeln begann —, würde er sie mit einem vergifteten Wasserloch kaum aufhalten. Dafür fügte er der Ökologie dieser Zone unwiederbringlichen Schaden zu, denn es war ein Gift, das auf jede Lebensform wirkte. Kyle nahm sich vor, nach seiner Rückkehr nach Hinweisen darauf zu suchen, ob es in der Nähe der Wasserstelle tote Reiter oder Dienerkreaturen gegeben hatte, und Daniel unter Umständen dafür zur Rechenschaft zu ziehen.

Er ging zu seinem Motorrad zurück, holte die Feldflasche und füllte sie. Erst dann beugte er sich zum Wasserloch hinab und trank. Sein Metabolismus hatte keine Schwierigkeiten, das Gift zu neutralisieren. Als er seinen Durst gestillt hatte, ging er zum Motorrad zurück und fuhr weiter. Er schätzte, daß es in zwei, allerhöchstens zweieinhalb Planetenstunden dunkel wurde.

Mit etwas Glück würde er Captain Laird bis dahin gefunden haben.

Sie mußten länger als zwei Stunden warten, bis Angellicas Besuch sich endlich verabschiedete. Allein viermal in dieser Zeit hörten sie über sich eine Tür fallen und zogen sich hastig auf den Korridor zurück, bis die Schritte auf der anderen Seite der Metalltür verklungen waren, und es kam Charity im nachhinein selbst wie ein kleines Wunder vor, daß niemand aus diesem Korridor gekommen war und sie überrascht hatte.

Um ein Haar wären sie dann doch noch entdeckt worden, denn sie waren so darauf konzentriert, auf Schritte auf der Treppe zu lauschen, daß sie die, die sich ihnen aus dem Gang näherten, fast zu spät bemerkt hätten. Erst im letzten Augenblick stieß Gurk eine geflüsterte Warnung aus, und sie zogen sich in aller Hast auf die nächste Etage zurück, gerade noch rechtzeitig, um die Tür unter sich

auffliegen und fast ein halbes Dutzend Gestalten zu sehen, die hintereinander und heftig gestikulierend den Treppenschacht betraten. Charity konnte nicht verstehen, was sie sprachen, aber der Klang ihrer Unterhaltung war nicht unbedingt freundlich. Sie erinnerte sich wieder, daß Lydia vermutet hatte, die Männer in der Wohnung ihrer Schwester hätten miteinander gestritten.

Sie warteten, bis Schritte und Stimmen unter ihnen verklungen waren, und gaben vorsichtshalber noch gute zwei Minuten zu, ehe Charity Lydia zu verstehen gab, daß es soweit sei. Lydia ging ein Stück voraus, als sie den Korridor betraten, auf dem ihre Schwester wohnte.

Charity hatte kein gutes Gefühl. Der Anblick des Korridors bestätigte ihre Vermutung, daß es sich bei dem Gebäude um ein ehemaliges Hotel handelte. Aber auch hier waren Brandflecken an den Wänden zu sehen. Und: Es gab keine Fenster. Wenn sie in diesem Haus überrascht wurden, dann saßen sie in der Falle.

Sie bemerkte, wie Kent nervös an der Waffe unter seiner Jacke zu zupfen begann, und warf ihm einen warnenden Blick zu. »Nicht«, flüsterte sie. »Wir sind nur lieber Besuch, mehr nicht.«

Kent starrte sie finster an und nahm die Hand herunter. Charity war längst nicht mehr sicher, ob es richtig gewesen war, Kent mitzunehmen. Er war zu jung und zu unerfahren, und Charity befürchtete, daß er im entscheidenden Moment die Nerven verlieren könnte. Aber schließlich war dies hier sein Revier, und im Grunde konnten sie froh sein, daß er ihnen erlaubt hatte, ihn zu begleiten, und nicht umgekehrt.

Vor der letzten Tür des Ganges blieb Lydia stehen und klopfte. Skudder preßte sich gegen die Wand, während Kent auf der anderen Seite der Tür Aufstellung nahm, um nicht sofort gesehen zu werden.

Lydia mußte insgesamt dreimal gegen die Tür klopfen, und auch dann dauerte es noch eine geraume Weile, bis Schritte zu hören waren. Eine ziemlich mißgelaunt klingende Stimme rief etwas, das Charity nicht verstand, dann klirrte eine Kette.

»Was ist denn jetzt noch? Ich habe euch doch gesagt . . .« Angellica hatte offensichtlich jemand anderen erwartet, denn sie verstummte mitten im Wort, als sie die Tür vollends öffnete und sah, wer davor stand.

Angellica war ein gutes Stück älter als ihre Schwester, machte aber keinen so verhärmten und ausgezehrten Eindruck. Sie hatte

dunkles, lang bis auf die Schultern herabfallendes Haar und trug eine dünne Silberkette mit einem auffallend großen Edelstein um den Hals. Ihr Kleid war einfach, aber so gut geschneidert, daß es ein kleines Vermögen wert sein mußte. An ihren Fingern blitzten zahlreiche, schwere Ringe. Es schien gewisse Vorteile zu haben, dachte Charity, auf der Seite der Besatzer zu stehen. Manche Dinge änderten sich anscheinend nie. »Lydia?« flüsterte sie. »Du? Du bist...« Sie brach wieder ab. Ihr Blick glitt kurz und taxierend über Charity, dann über Gurk, der wieder den Strohhut aufgesetzt hatte und mit gesenktem Kopf dastand.

»Was willst du hier?« fragte sie dann mit eisiger Stimme. »Was sind das für Leute?«

»Laß uns rein, Angellica«, bat Lydia. »Es sind ... Freunde von mir. Sie haben mir geholfen, aber jetzt brauchen wir selbst Hilfe.«

»Hilfe?« Angellicas Lippen verzogen sich zu einem kalten, abfälligen Lächeln. »Hilfe — wobei?« fragte sie. »Hast du noch nicht genug Schaden angerichtet?«

Kent warf Charity hinter der Tür einen fragenden Blick zu. Sie ignorierte ihn.

»Bitte, Angellica«, sagte Lydia. »Nur für einen Moment.«

Charity konnte direkt sehen, wie es hinter Angellicas Stirn arbeitete. Und es vergingen noch einmal endlose Sekunden, ehe sie schließlich mit sichtlichem Widerwillen nickte.

»Also gut«, sagte sie. »Fünf Minuten. Und gebt euch gar nicht erst die Mühe, euch irgendwie verrückte Geschichten auszudenken. Keine Sekunde länger.«

Was für ein Herzchen, dachte Charity. Laut sagte sie: »Ich danke Ihnen«, trat an Lydia und ihrer Schwester vorbei in die Wohnung und schob Gurk dabei wie ein Kind vor sich her. In der gleichen Bewegung und ohne die mindeste Spur von Hast trat sie hinter Angellica, legte ihr den Arm um den Hals und bog ihren Kopf in den Nacken, während sie ihr mit der anderen Hand den Mund zuhielt.

Angellica war viel zu überrascht, um auch nur den Versuch einer Gegenwehr zu machen. Aber Charity hielt sie trotzdem mit eiserner Kraft fest, bis auch Kent und Skudder das Zimmer betreten und die Tür hinter sich geschlossen hatten. Erst dann nahm sie die Hand von Angellicas Mund und lockerte den Druck auf ihren Nacken ein wenig. Gleichzeitig tastete sie mit der freien Hand nach Angellicas

Arm und bog ihn auf den Rücken.

»Wenn du schreist, breche ich dir den Arm, Schätzchen«, sagte sie freundlich. »Verstanden?«

Angellica nickte. »Ich habe verstanden. Sie können mich loslassen.«

Charity zögerte. Aber dann fing sie einen Blick Lydias auf. Lydia nickte, und sie ließ Angellicas Arm los und trat rasch einen Schritt zurück.

Angellica drehte sich langsam zu ihr herum und blickte abwechselnd sie, Gurk und die beiden Männer an, während sie sich mit schmerzverzerrtem Gesicht ihren Arm rieb. Aber sie sagte kein Wort, sondern wandte sich zornig an ihre Schwester.

»Reizende Freunde hast du«, schnappte sie. »Aber dein Umgang war ja noch nie der beste. Also — was wollt ihr?«

»Die Fragen stellen wir hier«, sagte Kent.

In Angellicas Augen blitzte es auf. »So?« sagte sie. »Und ich dachte, das hier wäre meine Wohnung.«

Kent lächelte kalt. »So kann man sich täuschen, Gnädigste. Aber keine Sorge — wir bleiben nicht lange. Wir haben nur ein paar Fragen an Sie. Wenn Sie sie beantworten, sind wir schneller wieder weg, als wir gekommen sind.«

»Jetzt reicht es«, fauchte Angelika. »Verschwindet — alle fünf. Wenn ihr nicht auf der Stelle macht, daß ihr rauskommt, rufe ich die Wachen!« Sie fuhr herum, trat mit zwei, drei weit ausgreifenden Schritten an ein Schränkchen neben der Tür und streckte die Hand nach einem flachen schwarzen Kästchen aus.

»Ich an Ihrer Stelle würde das nicht tun«, sagte Skudder. Mit aller Seelenruhe griff er in seine Jacke, zog eine der kleinen, handlichen Maschinenpistolen heraus, mit denen Kent sie ausgerüstet hatte, und ließ den Sicherungshebel zurückschnappen.

Angellica sah nicht einmal in seine Richtung. Aber die Art, auf die sie mitten in der Bewegung erstarrte, als das metallische Schnappen erklang, überzeugte Charity davon, daß sie diesen Laut nicht zum ersten Mal in ihrem Leben hörte. Sie wurde noch ein wenig bleicher, als sie es ohnehin schon war, und drehte sich mit mühsam erzwungener Ruhe herum.

»Ihr gehört zu diesen Rebellen«, sagte sie ruhig.

Skudder nickte. »Stimmt.«

Angellica starrte ihn fast haßerfüllt an, dann wandte sie sich an ihre Schwester. »Und du?« fragte sie. »Gehörst du auch zu diesen … Aufrührern?«

»Ja«, antwortete Lydia. »Jedenfalls haben sie mir das Leben gerettet.«

»Wie edel«, antwortete Angellica spöttisch. »Und was verlangen sie dafür? Mein Leben?«

»Nicht, wenn Sie vernünftig sind, Angellica«, antwortete Charity an Lydias Stelle. »Wir sind nicht Ihretwegen hier.« Sie deutete auf Kent. »Es ist so, wie Kent sagte: Wir haben nur ein paar Fragen an Sie. Wenn Sie sie beantworten, gehen wir.«

»Und wenn nicht?« fragte Angellica höhnisch. »Bringt ihr mich dann um, oder beschränkt ihr euch darauf, mich ein bißchen zu foltern?«

»Keines von beiden«, sagte Skudder. »Sie werden reden, meine Liebe. Das weiß ich.«

Angellica lachte. Sie hatte ihr Selbstsicherheit wiedergefunden — überraschend schnell wiedergefunden, dachte Charity alarmiert. Sie verhielt sich nicht wie ein Mensch, der sich in Gefahr glaubt.

»Ihr seid ja verrückt«, sagte sie. »Aber bitte — was wollt ihr wissen?«

»Sie sind Shait-Priesterin?« begann Charity. »Was immer das sein mag.«

»Das bin ich«, erklärte Angelika stolz. »Warum fragen Sie, wenn Sie es wissen?«

Charity überging die Frage. »Sie gehören also zu denen, die mithelfen, Kinder zu entführen und in dieses verdammte Ding dort draußen hinter dem Todesgürtel zu schaffen?« fuhr sie fort.

Angelika starrte ihre Schwester haßerfüllt an, ehe sie antwortete. »Nein, das tue ich nicht.«

»Nicht?«

Angelika gab einen Laut von sich, der eine Mischung aus Lachen und Schluchzen war. »Ich weiß nicht, was diese Verrückte Ihnen erzählt hat«, sagte sie mit einer Geste auf Lydia. »Aber wir entführen keine Kinder. Es ist meine und die Aufgabe meiner Schwestern, die Auserwählten in das Shaitaan zu bringen und sie den Herren zu übergeben.«

»O ja, ich verstehe«, sagte Charity. »Das kommt mir irgendwie bekannt vor. Aber Sie bringen die Kinder dorthin, das stimmt. Und

sie kommen nie wieder? Ich meine, hat irgend jemand eines dieser Kinder je wiedergesehen?«

»Natürlich nicht!« sagte Angelika empört. Wieder blickte sie ihre Schwester voller Verachtung an. »Ich kenne die Geschichten, die man über uns erzählt. Sie sind nicht wahr. Den Auserwählten geschieht nichts — im Gegenteil! Es ist ein besseres Leben, das sie bei unseren Herren erwartet.«

»Ihr bringt sie um«, sagte Lydia.

»Manche sterben, das ist wahr«, antwortete Angelika ungerührt. »Doch nur die Schwachen, Lebensuntüchtigen. Die anderen werden in eine neue, bessere Welt gebracht.«

»Ach?« sagte Kent. »Und was geschieht mit ihnen — in dieser neuen, besseren Welt?«

»Sie dienen den Herren«, erwiderte Angelika stolz. »Aber warum rede ich überhaupt mit euch? Ihr seid schon tot. Ihr habt Hand an eine Shait-Priesterin gelegt.«

»Ich werde noch etwas ganz anderes an dich legen, Schätzchen«, sagte Skudder, »wenn du nicht ein wenig freundlicher wirst.«

Angellica starrte ihn voller Verachtung an, und Charity konnte spüren, wie zwischen ihr und dem Hopi etwas vorging. Trotz allem waren sich die beiden sehr ähnlich — beide waren stolz und beide sehr stark. Mit einem raschen Schritt trat sie zwischen Angellica und Skudder.

»Wir sind nicht hier, um Ihnen etwas anzutun, Ag«, sagte sie hastig. »Wir wollen nur ein paar Informationen von Ihnen, das ist alles.«

»So?« sagte Angellica. »Und welche?«

»Sie kennen den Weg in das Shaitaan«, sagte Charity. »Und Sie werden ihn uns verraten.«

Angellica riß erstaunt die Augen auf. Eine, zwei Sekunden lang starrte sie Charity voller maßloser Verblüffung an — und dann begann sie schallend zu lachen.

»Was ist daran so komisch?« erkundigte sich Gurk mißtrauisch.

»Ihr wollt ... in das Shaitaan eindringen?« fragte Angellica, noch immer atemlos vor Lachen. »Ihr seid ja verrückt. Ihr würdet ihm nicht einmal nahe kommen, selbst wenn ich euch den Weg verraten würde — und das werde ich nicht.«

Lydia trat wortlos neben sie, riß sie an der Schulter herum und versetzte ihr eine schallende Ohrfeige. Angellicas Kopf flog zurück.

Sie taumelte gegen die Tür, fand im letzten Moment Halt und preßte die Hand gegen die schmerzende Wange. Ihre Augen flammten. Aber Charity las selbst jetzt in ihrem Blick nicht die mindeste Spur von Angst, sondern nur Verachtung und Zorn.

Plötzlich löste sie sich von der Tür, trat mit zwei raschen Schritten auf ihre Schwester zu und ergriff sie grob am Arm. Lydia versuchte ihre Hand abzuschütteln, aber Angellica zerrte sie einfach hinter sich her zum Fenster, ehe sie sie losließ.

»Was willst du eigentlich noch?« schrie sie. »Schau hinaus! Und dann sag mir, was du siehst!«

Lydia gehorchte verwirrt. Sekundenlang blickte sie wortlos auf die menschenleere Straße, ehe sie wieder ihre Schwester ansah. »Da ist nichts«, sagte sie.

»Eben!« Angellicas Stimme klang beinahe triumphierend. »Vor drei Tagen haben dort noch Menschen gelebt, kleine Schwester. Sie sind noch immer da, aber sie wagen sich nicht mehr aus dem Haus. Und weißt du auch, warum? Weil sie Angst haben. Deinetwegen!«

»Was soll das heißen?« fragte Charity scharf.

»Die Herren haben eine Strafexpedition losgeschickt«, antwortete Angellica zornig. »Aber warum fragen Sie das nicht Lydia? Sie weiß so gut wie ich, welche Strafe auf den Mord an einem Reiter steht. Hundert für einen.«

Im ersten Moment begriff Charity nicht einmal, was Angellica überhaupt meinte. Dann durchfuhr sie ein eisiger Schreck. Ungläubig starrte sie abwechselnd Lydia und ihre Schwester an.

»Hundert für . . .«

»Sie töten dreihundert Menschen, ja«, sagte Lydia mit zitternder Stimme. »Einhundert für jeden Reiter, den ihr erschossen habt. Das ist immer so. Wenn ... wenn einer von ihnen getötet wird, dann ... dann schicken sie Reiter los, die sich wahllos ihre Opfer suchen. Niemand weiß, wen es trifft.«

»Und das hast du gewußt?« fragte Skudder fassungslos.

»Natürlich hat sie es gewußt«, antwortete Angellica an Lydias Stelle. »Aber ich glaube, sie hat vergessen, es euch zu erzählen.«

Charity fuhr herum und starrte Kent an. Der junge Rebell wich ihrem Blick aus.

»Und du?« fragte sie. »Hast du davon gewußt?«

Kent nickte. »Ja«, sagte er. »Aber was hätte sich geändert, wenn

ich es erzählt hätte? Es ist nun einmal passiert. Verdammt!« fügte er in zornigem Ton hinzu, allerdings noch immer, ohne Charity oder Skudder anzusehen. »Warum glaubt ihr wohl, sind wir so vorsichtig bei dem, was wir unternehmen. Das ist nun einmal Morons Gesetz, und nicht nur hier — hundert für einen!«

»Ich glaube, meine Schwester hat Ihnen nicht alles erzählt«, fügte Angellica böse hinzu. »Hat sie Ihnen zum Beispiel gesagt, daß Moron die belohnt, deren Kinder auserwählt werden?«

»Belohnt? Wie?«

»Mit Leben«, antwortete Angelika. »Zehn Jahre für jedes Kind, das ihnen genommen wird. O ja, ich kann mir vorstellen, was Lydia euch erzählt hat. Aber sie wird dreißig Jahre länger leben als ich.« Sie schwieg einen Moment, ehe sie in höhnischem Ton fortfuhr: »Das hat sie nicht erzählt, wie?«

»Dreißig Jahre länger . . .?« wiederholte Charity verwirrt.

Angelika nickte. »Vielleicht auch vierzig — wer weiß? Ihr Erbgut ist gut, sonst wäre sie nicht dreimal hintereinander erwählt worden.«

»Aber das ist doch Unsinn!« protestierte Charity. »Ich meine ... niemand weiß, wie lange er leben wird, und ... und . . .«

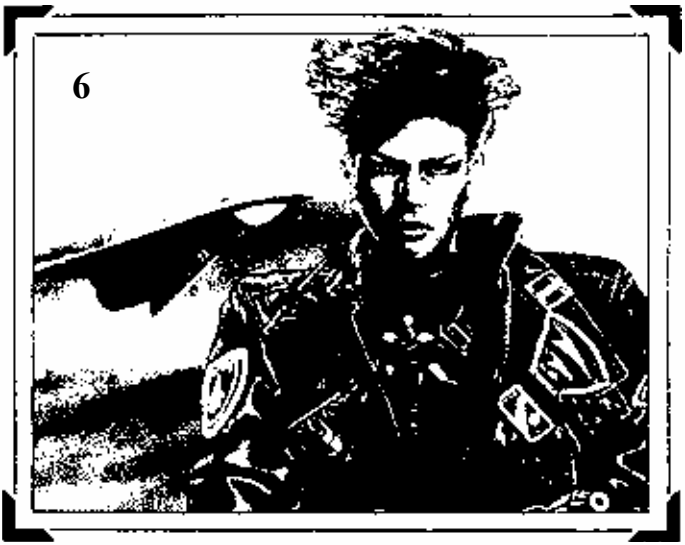
Sie brach ab, als sie den betroffenen Ausdruck auf Skudders und Gurks Gesichtern sah. Kent blickte sie einfach nur verwirrt an. Und plötzlich machte sich ein furchtbarer Verdacht in ihr breit.

»Wie lange?« fragte sie. »Wie lange läßt Moron die Menschen auf diesem Planeten leben, Skudder?«

Der Hopi sah weg. Kent und Angelika tauschten verwirrte Blicke miteinander, während Gurk unbehaglich von einem Fuß auf den anderen zu treten begann.

»Wie lange?« fragte Charity noch einmal.

»Fünfzig Jahre«, antwortete Skudder leise.



Der Reiter lag halb im Sand begraben, und die Düne wies eindeutige Laserspuren auf. Es waren nicht die Spuren einer Moron-Waffe, wie Kyle sofort erkannt hatte. Die Energieabgabe dieser Waffe mußte doppelt so hoch gewesen sein wie die der kleinen Handfeuerwaffen, mit denen die Dienerkreaturen ausgestattet waren. Und wer immer sie benutzt hatte, verstand sein Handwerk: nur ein Schuß war fehlgegangen. Die beiden anderen hatten präzise ihr Ziel getroffen und auf der Stelle vernichtet.

Kyles Blick glitt noch einmal über die drei flachen Sandhügel, unter denen jemand die Kadaver der drei Reiter zu verbergen versucht hatte — nicht besonders geschickt allerdings. Selbst ohne seine überscharfen Sinne hätte er die drei Leichname wahrscheinlich entdeckt: Über der Wüste kreiste eine Anzahl dunkler, gefiederter Umrisse, aasfressende Geschöpfe der heimischen Ökologie, die die Kadaver gewittert und schon wieder halb aus dem Sand ausgegraben hatten. Und der Gestank der verwesenden Riesengeschöpfe war schon in einer Meile Entfernung deutlich zu spüren gewesen. Wer immer Charity Laird geholfen hatte, hatte sich nicht besonders viel Mühe gegeben, die Spuren dieser Hilfe zu verwischen. Das konnte

zweierlei bedeuten: entweder, er war von einem bodenlosen Leichtsinn erfüllt, oder er fühlte sich absolut sicher. Kyle beschloß, sich zumindest fürs erste so zu verhalten, als träfe die zweite Annahme zu. Er hatte noch nie einen Gegner unterschätzt.

Langsam ging er zu seiner Maschine zurück und stieg in den Sattel. Aber er fuhr noch nicht los. Für einen Moment war er unschlüssig, was er tun sollte. Bisher hatte er angenommen, Charity Lairds Ziel sei die Stadt im Norden — eine kleine Ansiedlung der Planetengeborenen namens Denvercolorado —, aber jetzt war er nicht mehr sicher. Er an Captain Lairds Stelle hätte es sich zweimal überlegt, den eingeschlagenen Kurs weiterzuverfolgen, wäre er auf eine Patrouille gestoßen. Daß sie die drei Reiter getötet hatte, bedeutete nichts, denn zum einen bestand die Möglichkeit, daß diese vor ihrem Tod noch einen Hilferuf abgesetzt hatten, zum anderen würde ihr Wegbleiben auffallen, und Laird mußte die Regel der Hundert kennen.

Sein Blick streifte den zerklüfteten Schatten im Westen. Ein Shaitaan. Einen Moment lang erwog er die Möglichkeit, daß Laird sich dorthin gewandt hatte, verwarf diesen Gedanken aber fast sofort wieder. Nicht einmal er rechnete sich gute Chancen aus, in ein Shaitaan einzudringen.

Kyle streckte die Hand nach dem Startknopf des Motorrades aus — und zog sie wieder zurück.

Er war nicht mehr allein.

Der Rhythmus der Raubvögel am Himmel hatte sich verändert, als sie ein neues Objekt unter sich gewahrten. Kyle wußte nicht, wie viele es waren, aber er wußte, daß er beobachtet wurde.

Nach weniger als einer Sekunde streckte er erneut die Hand aus und startete die Maschine diesmal wirklich. Er fuhr schnell los, aber nicht zu schnell, und er fuhr nicht genau in die Richtung, in der er die Beobachter vermutete. Innerlich machte er sich kampfbereit: sein Körper produzierte eine adrenalinähnliche Substanz, die seine Reflexe gut zehnmal so schnell wie die eines normalen Menschen werden ließen, und seine Haut veränderte sich. Sie sah genau so aus wie zuvor, aber sie war jetzt zäh und widerstandsfähig wie gegerbtes Leder und würde selbst einem kleinkalibrigen Explosivgeschoß standhalten, solange es nicht aus unmittelbarer Entfernung abgefeuert wurde.

Kyle lenkte die Harley die Düne hinauf. Ein Geräusch drang an

sein Ohr: das Rascheln von Sand, der sich unter einem oder mehreren schweren Körpern löste. Aber er reagierte nicht darauf, um sich nicht zu verraten, ebensowenig wie auf den Schatten, der für den Bruchteil einer Sekunde durch sein Gesichtsfeld huschte. Er roch heißes Metall und menschlichen Schweiß, und lange, ehe er den Kamm der Düne erreichte, wußte er, daß es mindestens drei, wahrscheinlich aber mehr Männer waren, die auf der anderen Seite des Sandhügels auf ihn warteten.

Wäre Kyle ein normaler Mensch gewesen, dann hätte ihn der Angriff vollkommen überrascht. Eine Gestalt in einem grünbraunen, fleckigen Tarnanzug sprang ihn an, als er die Harley über den Dünenkamm lenkte, und die Bewegung kam selbst für Kyle schnell.

Instinktiv duckte er sich und riß den linken Arm in die Höhe. Der Mann prallte gegen ihn, versuchte sich festzuklammern und wurde zurückgeschleudert, als Kyles Handrücken seine Schläfe traf. Hilflos stürzte er in den Sand zurück.

Aber der Anprall hatte auch Kyle aus dem Gleichgewicht gebracht. Die Harley schlingerte, Sandfontänen stoben unter den Rädern hoch, und der Motor brüllte auf, als Kyle hastig in einen kleineren Gang schaltete und Gas gab, um die bockende Maschine abzufangen.

Es wäre ihm leichtgefallen, sie mit bloßer Körperkraft wieder unter seine Kontrolle zu bringen, aber damit hätte er sich vollends verraten. Kyle bedauerte schon, den ersten Angreifer überhaupt abgewehrt zu haben, aber der Mann war so plötzlich aufgetaucht, daß er selbst ihn überrascht hatte. Statt die Harley herumzureißen und einfach davonzurasen, ließ er es zu, daß das Motorrad vollends aus dem Gleichgewicht geriet und zur Seite kippte. Im letzten Moment erst ließ er sich aus dem Sattel fallen und riß die Arme vor das Gesicht. Das Motorrad rutschte noch ein Stück den Hang hinab, und Kyle selbst prallte auf ein Stück Fels, das aus dem Sand ragte.

Sekunden vergingen, in denen Kyle vollkommen reglos liegenblieb. Er hörte Schreie, und durch den wirbelnden Sand konnte er drei, vier dunkle Gestalten ausmachen, die sich ihm näherten. Kyle spannte sich innerlich.

Als er sich mit perfekt geschauspielerten, mühsamen Bewegungen in die Höhe zu stemmen begann, hatten ihn die Männer erreicht. Eine Hand packte ihn grob an der Schulter und zerrte ihn hoch, eine zweite ergriff seinen linken Arm und drehte ihn

mit einem Ruck auf den Rücken. Kyle krümmte sich. Ein Schmerzlaut kam über seine Lippen und brach wieder ab, als sich ein Gewehrlauf in seine Rippen bohrte.

»Okay, Freundchen«, sagte einer der Männer. »Keine Bewegung, oder es war deine letzte.«

Kyle erstarrte. Sein Gesicht verzerrte sich in gespieltem Schmerz, während er rasch, aber sehr aufmerksam die drei Männer musterte, die ihn gepackt hatten. Zwei von ihnen waren ungefähr in seinem Alter, aber selbst für Bewohner dieses Planeten in erstaunlich schlechter Verfassung. Kyle erkannte die Spuren von mindestens einem halben Dutzend verschiedener Krankheiten und Mangelerscheinungen auf ihren Gesichtern und ihrer Haut. Und sie waren sehr nervös.

Der dritte war etwas älter, dunkelhaarig, bärtig und sehr muskulös. Natürlich kein Gegner für einen Mann wie Kyle, aber eindeutig der Gefährlichste der drei, und das lag nicht nur an seiner besseren körperlichen Verfassung. In seinen Augen stand eine wache, mißtrauische Intelligenz geschrieben.

Außer diesen dreien gab es noch zwei weitere Männer — der, der ihn angesprungen hatte, und einen weiteren Mann in Tarnkleidung, der sich um die reglose Gestalt kümmerte. »Wer bist du?« fragte der Bärtige. »Und was suchst du hier?«

Kyle spuckte einen Mund voll Blut und Sand aus, ehe er antwortete. Er mußte vorsichtig sein. Immerhin hatte er gerade einen schweren Sturz hinter sich. »Welche Frage soll ich zuerst beantworten?« fragte er mühsam.

Der Bärtige ohrfeigte ihn.

Der Schlag war nicht sehr heftig, aber Kyle stöhnte trotzdem wie unter Schmerzen und bog den Kopf zurück, um einem weiteren Hieb auszuweichen.

»Kyle«, sagte er. »Mein Name ist Kyle. Ich bin ... auf dem Weg nach Denver.«

»Und was willst du dort?« fragte der Bärtige mißtrauisch.

»Ich suche jemanden«, antwortete Kyle. Trotzig fügte er hinzu: »Was zum Teufel geht dich das an? Wer seid ihr überhaupt?«

Natürlich bekam er keine Antwort. Statt dessen drehte sich der Bärtige herum und wandte sich mit erhobener Stimme an den Mann auf der Hügelkuppe: »Was ist los? Wie geht es Pete?«

Die Gestalt im Tarnanzug hob den Kopf, und Kyle konnte einen

Ausdruck ungläubigen Schreckens auf seinem Gesicht erkennen.

»Er ist tot«, antwortete er.

Kyle fluchte in Gedanken lautlos in sich hinein. Er hatte gespürt, daß er hart zugeschlagen hatte, und zudem hatte ihn der Mann aus einem sehr unglücklichen Winkel angesprungen. Seine eigene Bewegung hatte die Wucht seines Schlages noch verstärkt. Aber ein solcher Fehler durfte einfach nicht passieren!

»Tot?« vergewisserte sich der Bärtige.

»Sein Genick ist gebrochen. Er muß unglücklich gestürzt sein.«

»Das wollte ich nicht«, sagte Kyle hastig. »Wirklich, ich ... war selbst erschrocken, und . . .«

Ein Faustschlag trieb ihm die Luft aus den Lungen. Kyle keuchte, fiel auf die Knie herab und krümmte sich vor Schmerz, als ihn ein zweiter, noch härterer Hieb traf.

»Das reicht!« sagte der Bärtige scharf. »Laßt ihn in Ruhe.«

»Das Schwein hat Pete umgebracht!«

»Möglich. Aber vielleicht war es wirklich nur ein Unfall.« Der Bärtige ging vor Kyle in die Hocke und benutzte den Lauf seines Gewehres, um Kyles Kinn anzuheben. »Das war es doch, oder?« fragte er lauernd.

Kyle nickte mühsam. »Ich ... wußte nicht einmal, daß ihr hier seid«, sagte er stockend. »Es tut mir wirklich leid. Ich ... wollte das nicht.«

»Schon gut. Ich glaube dir ja. Steh auf«, antwortete der Bärtige — in einem Ton, der Kyle klarmachte, daß dies vielleicht die Wahrheit war, aber rein gar nichts an seinem Schicksal ändern würde, sollte der Bärtige zu dem Schluß kommen, daß Kyle nicht auf seiner Seite stand.

»Also«, fragte er, nachdem sich Kyle erhoben hatte. »Du suchst jemanden. Wen?«

Kyle ließ seinen Blick lange und nachdenklich über die Tarnanzüge und Waffen der vier Männer gleiten, ehe er antwortete: »Vielleicht euch.«

»Uns?« Die Augen des Bärtigen wurden schmal. »Und wer sollen wir sein?«

»Ihr seid doch die Rebellen, zu denen Laird wollte, oder?« entgegnete Kyle.

»Rebellen?«

»Verdammt, ich habe keine Zeit für euren Blödsinn!« fuhr Kyle

auf. »Ich muß Captain Laird warnen. Wenn sie bei euch ist, dann bringt mich hin — und wenn nicht, laßt mich gefälligst weiterfahren.«

»Von was für Rebellen sprichst du?« fragte der Bärtige. »Und wer soll das sein, Captain Laird?«

»Leg ihn um, Arson«, sagte einer der Männer, die Kyle hielten. »Ich traue ihm nicht.«

»Ist Charity Laird bei euch oder nicht?« fragte Kyle noch einmal. »Bitte — sie ist in Gefahr. Und ihr auch, wenn sie wirklich bei euch ist.«

»In Gefahr?« sagte Arson. »In welcher Gefahr?«

Kyle seufzte und tat so, als resigniere er. »Daniel hat einen Killer auf sie angesetzt«, sagte er. »So eine Art Superman. Ich bin ihm eine Weile gefolgt, bis ich seine Spur verloren habe. Aber er kann nicht mehr sehr weit sein. Seine Spur verlor sich im Dorf.«

»In welchem Dorf?« fragte Arson.

»Keine Ahnung, wie es hieß«, antwortete Kyle. »Die Leute, die dort gewohnt haben, konnten es mir nicht mehr sagen. Er hat sie alle umgebracht.«

Arson wurde bleich, und Kyle gab ihm eine genau abgemessene Zeitspanne, den Schrecken auch richtig zur Wirkung kommen zu lassen, ehe er hinzufügte: »Was ist jetzt? Wißt ihr, wo Captain Laird ist, oder nicht?«

»Ich traue ihm nicht«, sagte der Mann, der sich um seinen toten Kameraden bemüht hatte. »Wir sollten ihn umlegen.«

»Ich auch nicht«, sagte Arson nachdenklich. »Aber wenn er die Wahrheit sagt . . .« Er zögerte, blickte einen Moment lang an Kyle vorbei ins Leere und kam schließlich zu dem Entschluß.

»Wir nehmen ihn mit«, sagte er. »Begrabt Pete — und grabt auch seine Maschine ein.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf Kyles Motorrad. »Das Ding ist auf eine Meile zu sehen wie ein Signalfeuer.«

»He!« protestierte Kyle. »Das ist . . .«

»Keine Angst«, unterbrach ihn Arson kalt. »Wenn du die Wahrheit sagst, kommen wir zurück und holen sie. Ich helfe dir sogar selbst, sie sauberzumachen. Und wenn du gelogen hast«, fügte er mit einem fast freundlichen Lächeln hinzu, »verspreche ich dir, daß wir dich direkt neben ihr begraben.«

»Ihr hättet es mir sagen müssen«, sagte Charity.

»Wozu?« Skudder sah noch immer nicht in ihre Richtung, während er antwortete. »Was hätte es geändert?«

»Alles«, antwortete Charity heftig. »Ich . . .«

»Unsinn«, unterbrach ihn Gurk. »Du wärst nur noch zorniger geworden. Und es hätte überhaupt nichts an deinen Plänen geändert. Und außerdem«, fügte er mit einer Kopfbewegung auf Skudder hinzu, »wollte er dir nicht weh tun.«

»Nicht weh tun?« Charity schrie fast. »Du erzählst mir, daß diese Monster uns nicht nur unsere Welt gestohlen haben und unsere Zivilisation in die Steinzeit zurückgebombt hatten, daß dieser Planet von Ungeheuern beherrscht wird und es bei Todesstrafe verboten ist, auch nur eine Uhr zu besitzen, und willst mir nicht weh tun? Du...« Sie brach mitten im Satz ab, als ihr klar wurde, daß sie Unsinn redete.

Natürlich hatte Gurk recht — Skudder war längst mehr nur als ein mehr oder weniger freiwillig Verbündeter für sie geworden. Trotz ihrer ständigen Streitereien verspürte Charity eine tiefe Zuneigung zu dem hochgewachsenen Hopi-Indianer, und sie ahnte, daß auch er etwas für sie empfand. Wenn Skudder ihr überhaupt irgend etwas absichtlich verschwieg, dann sicherlich nicht aus Heimtücke, sondern wirklich, um sie zu schützen. Aber das änderte nichts daran, daß es weh tat. Und sie fast wahnsinnig vor Zorn machte. Euthanasie ... Nach allem, was sie bisher erlebt hatte, hätte sie dieser weitere Schrecken nicht einmal mehr überraschen dürfen. Fast gewaltsam mußte sie ihre Gedanken zwingen, sich wieder wichtigeren Dingen zuzuwenden.

Mit einem Ruck drehte sie sich herum und wandte sich an Angelika. »Du wirst uns erzählen, wie wir in dieses Shaitaan hineinkommen«, sagte sie.

»Werde ich das?« antwortete Angelika. Sie lächelte flüchtig. »Eigentlich glaube ich das nicht. Ich . . .«

»Ich kann dich auch eine Viertelstunde mit Kent oder Skudder allein lassen«, unterbrach sie Charity kalt. »Vielleicht ändert das deine Meinung ein wenig?«

Tatsächlich wirkte Angellicas Lächeln plötzlich nicht mehr völlig überzeugend. Ihr Blick flackerte.

»Das tust du nicht«, behauptete sie. »Und wenn — woher wollt ihr wissen, daß ich euch nicht in eine Falle laufen lasse?«

»Das ist das kleinste Problem«, sagte Charity. Sie deutete auf Gurk. »Er wird bei dir bleiben. Sollten wir nicht zurückkommen — oder sollte gar an unserer Stelle einer deiner Insektenfreunde hier auftauchen —, dann wird es Gurk ein Vergnügen sein, dich umzubringen.«

Die Drohung machte keinen besonderen Eindruck auf Angelika. »Ich bin Shait-Priesterin«, antwortete sie hochmütig. »Mein Leib und meine Seele sind den Göttern des Kosmos geweiht. Glaubst du, ich hätte Angst vor dem Tod, du Närrin?« Sie maß Charity mit einem langen, verächtlichen Blick, musterte dann rasch und sehr viel kälter ihre Schwester und seufzte gekünstelt.

»Aber ich mache euch einen anderen Vorschlag«, fuhr sie fort. »Ihr verschwindet jetzt, alle und auf der Stelle. Ich werde eine Stunde warten, bis ich Alarm schlage. Ich dürfte es nicht, aber ich tue es trotzdem.«

»Wie großzügig«, spöttelte Charity. »Womit haben wir diese Gnade nur verdient?«

»Ich riskiere mein Leben, wenn ich euch nicht sofort melde«, erwiderte Angelika ernst. »Aber ich tue es, weil Lydia meine Schwester ist. Ich weiß, daß sie mich haßt, aber das ändert nichts daran.«

»Jetzt reicht es mir aber«, sagte Kent. »Warum laßt ihr mich nicht einfach zwei Minuten mit dieser Priesterin allein? Danach wissen wir, wie wir in das Shaitaan kommen.«

»Sei still, Kent«, sagte Charity. Sie überlegte angestrengt. Angellicas Überheblichkeit war kein bißchen geschauspielert. Sie tat nicht nur so, als fühle sie sich absolut sicher — sie hatte wirklich keine Angst. Und Charity begriff auch, daß sie mit Drohungen rein gar nichts bei dieser Frau erreichen würden. Angelika war eine Fanatikerin. Sie glaubte an das, was sie sagte — und wie sollte man jemanden einschüchtern, der der Überzeugung war, nach dem Tod in eine bessere Welt zu kommen?

Nur, um ein wenig Zeit zu gewinnen, trat sie ans Fenster und blickte auf die Straße hinaus. Die Stadt war noch immer so ruhig wie vorher, aber jetzt, als Charity wußte, welchen Grund diese Ruhe hatte, hatte der Anblick nichts Friedliches mehr für sie. Im Gegenteil. Die Stille dort unten war die Stille des Todes.

Sie drehte sich wieder herum, lehnte sich gegen die Wand neben dem Fenster und verschränkte die Arme vor der Brust, während sie

Angelika ansah. »Früher nannte man diese Situation ein Patt«, sagte sie.

»So heißt das heute auch noch«, antwortete Angelika gelassen. »Aber du täuschst dich — im Moment seid ihr vielleicht im Vorteil, aber das ändert nichts daran, daß ihr verlieren werdet.« Sie schüttelte beinahe traurig den Kopf, sah Charity eine Sekunde lang durchdringend an und begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Ihre Hände vollführten kleine, unbewußte Bewegungen.

»Ich weiß nicht, wer du bist«, sagte sie. »Aber ich glaube nicht, daß du zu diesem Haufen von Kindsköpfen gehörst, der sich Rebellen nennt.« Sie maß Kent mit einem verächtlichen Blick. »Du solltest aufgeben.«

»So?« sagte Charity.

Angelika nickte heftig. »Du hast keine Chance. Niemand kann sich gegen Moron wehren.«

»Vielleicht hat es noch niemand versucht?« fragte Charity.

»Moron ist nicht einfach nur eine Welt«, antwortete Angellica ernsthaft. »Es sind Hunderte von Welten — vielleicht Tausende. Selbst, wenn ihr siegen solltet, würden sie wiederkommen. Was Lydia getan hat, ist dasselbe, was ihr tut: Töte einen Reiter, und sie töten hundert von uns. Befreie einen Planeten, und sie kommen zurück und zerstören ihn.« Sie sah Charity durchdringend an und schritt weiter durchs Zimmer. Ihre Hände hoben sich in einer fast beschwörenden Geste. »Glaubst du denn, ihr wärt die ersten, die versucht haben, Morons Herrschaft zu brechen?« sagte sie. »Es ist schon getan worden, auf Dutzenden von Welten. Keine von ihnen existiert heute noch. Moron zerstört, was es nicht in Besitz nehmen kann.«

»Du weißt eine Menge für eine kleine Priesterin«, sagte Charity.

Angelika lächelte nachsichtig. »Ich habe die Weihen erhalten«, sagte sie. »Ich war auf einigen dieser Welten, von denen ich erzählte. Ihr haltet Moron für grausam, aber das ist nicht wahr. Dieser Planet wäre zugrunde gegangen, wie viele vor ihm, wären die Herren nicht gekommen.«

»Ich verstehe«, erwiderte Charity spöttisch. »Sie wollten uns nur beschützen, nicht? Deshalb haben sie auch neunzig Prozent der Erde samt ihrer Bevölkerung in radioaktiven Staub verwandelt. Wie überaus großzügig von deinen Freunden.«

»Es tut weh, den Krebs herauszuschneiden«, antwortete Angelika

kalt. »Aber es rettet manchmal auch das Leben.« Sie lachte ganz leise und machte wieder eine wedelnde Bewegung mit beiden Händen. »Ich habe nicht geglaubt, daß du mich verstehst. Aber es war einen Versuch wert.«

Ihre Bewegung war so schnell, daß Charity sie kaum sah. Sie begriff im gleichen Moment, in dem Angelika herumwirbelte, daß all ihre Worte nur dem einen Zweck gedient hatten — nämlich sie einzulullen und von Angellicas eigentlicher Absicht abzulenken. Aber diese Erkenntnis kam zu spät.

Angelika sprang mit einem überraschend kraftvollen Satz an Skudder vorbei; ihre ausgestreckte Hand klatschte auf den flachen Metallkasten auf dem Schrank neben der Tür, und Charity sah, wie ein grünes Licht darauf zu flackern begann.

Kent, Skudder und Charity schrien fast gleichzeitig auf und versuchten, sich auf die Shait-Priesterin zu werfen.

Gurk kreischte wütend und griff nach Angellicas Kleid, verfehlte es aber und fiel ungeschickt auf Hände und Knie herab.

Und Lydia zog die kleine Maschinenpistole, die Kent ihr gegeben hatte, unter dem Kleid hervor und schoß ihrer Schwester in den Rücken.

Das Krachen der MP-Salve war in dem winzigen Raum fast ohrenbetäubend. Angelika wurde herum- und gegen die Wand gewirbelt, starrte ihre Schwester eine Sekunde lang aus ungläubig aufgerissenen, weiten Augen an und brach dann ganz langsam in die Knie. Sie war tot, ehe sie den Boden berührte.

Charity war mit einem Satz bei Lydia und entriß ihr die Waffe. »Bist du verrückt geworden?« keuchte sie.

Lydia sah sie an, aber ihr Blick schien geradewegs durch sie hindurchzugehen. Ein seltsames Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Charity schauderte.

»Warum hast du das getan?« fragte sie. »Sie war deine Schwester, Lydia!«

»Sie hat mich auserwählt«, flüsterte Lydia. »Sie war es, die meine Kinder ausgesucht hat. Ich mußte sie töten.«

»Ja, und damit hast du uns wahrscheinlich alle umgebracht«, sagte Kent wütend. Er kniete neben Angellica nieder, drehte sie auf den Rücken und tastete mit den Fingerspitzen nach ihrer Halsschlagader. »Sie ist tot«, sagte er überflüssigerweise. Seine Augen flammten vor Zorn, als er zu Lydia aufsah. »Warum habe ich

Idiot dir nur diese Waffe gegeben?«

»Vielleicht hört ihr einmal für einen Moment auf, euch zu streiten«, mischte sich Gurk ein, »und seht dorthin.« Sein dürrer Zeigefinger deutete auf das Kästchen, das Angellica berührt hatte. Das grüne Licht auf seiner Vorderseite flackerte noch immer, aber sein Rhythmus war jetzt schneller geworden.

Charity reichte Skudder die MP, die sie Lydia weggenommen hatte, trat zum Schrank und beugte sich über den winzigen Apparat. Die Konstruktion war ihr vollkommen fremd. Ein wenig ähnelte es einem altmodischen Telefon, denn es hatte eine Wählscheibe mit mehreren fremdartigen Symbolen. Es gab aber keinen Hörer, dafür aber eine Anzahl kleiner Knöpfe, von denen einer jetzt immer hektischer blinkte.

»Kannst du es abschalten?« fragte Skudder hinter ihr.

»Ich weiß nicht einmal, was es ist«, sagte Charity unglücklich. Einen Moment lang erwog sie den Gedanken, den Apparat einfach zu zerstören, verwarf ihn aber fast sofort wieder.

»Dann laß uns verschwinden«, sagte Skudder. »Und zwar auf der Stelle.«

»Das ist nicht nötig.«

Charity sah überrascht auf, als Lydia mit einem schnellen Schritt neben sie trat, aber sie erhob keine Einwände, als Lydia die Hand nach dem Kästchen ausstreckte, sondern trat im Gegenteil einen Schritt zur Seite, um ihr Platz zu machen. Lydias Hände flogen schnell und geschickt über die Tasten und drückten mehrere davon in einem komplizierten Rhythmus. Das grüne Licht erlosch.

»Der Alarm wird erst nach zwei Minuten wirklich ausgelöst«, sagte sie. »Ich habe ihn abgeschaltet.«

»Woher weißt du, wie das geht?« erkundigte sich Kent mißtrauisch.

»Ich bin einmal versehentlich an den Knopf gekommen«, antwortete Lydia. »Meine Schwester hat mir gezeigt, wie man ihn wieder entschärft.«

Charity atmete hörbar auf. »Danke«, sagte sie. »Das war knapp.«

»Danke?« Kent lachte böse. »Dann bedank dich doch gleich auch dafür, daß sie Angelika erschossen hat. Damit hat sie uns eine Menge Arbeit abgenommen. Jetzt brauchen wir uns wenigstens nicht mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, wie wir in den Tempel kommen.«

»Hör auf, Kent«, sagte Charity müde. »Es nutzt überhaupt nichts, wenn wir uns jetzt gegenseitig Vorwürfe machen.«

»Na wunderbar«, knurrte Kent. »Dann können wir ja wieder gehen und so tun, als wäre überhaupt nichts gewesen.«

»Ich kann euch in den Tempel bringen«, sagte Lydia leise.

Kent sah mit einem Ruck auf, und auch Charity blickte sie ungläubig und überrascht zugleich an. »Wie?«

»Ich kenne den Weg«, sagte Lydia. Ihre Stimme war sehr leise, und ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Gesicht ihrer toten Schwester. »Und ich kenne das Zeremoniell.«

Charity tauschte einen verwirrten Blick mit Skudder. »Du ... du meinst, du weißt, wie wir in dieses ... Ding hineinkommen?« vergewisserte sie sich.

Lydia nickte. »Es ist gefährlich. Aber es geht.«

»Ohne deine Schwester?« fragte Kent. Sein Gesicht färbte sich dunkel vor Zorn, als Lydia abermals mit einem Nicken auf seine Frage antwortete. Und plötzlich schrie er: »Warum zum Teufel sind wir dann überhaupt hier?!«

Lydia deutete auf Angelika. »Ihretwegen. Sie mußte sterben.«

»Du hast uns nur hierher gebracht, damit wir dir helfen, deine Schwester umzubringen?« brüllte Kent. »Wir haben das alles . . .«

»Nein«, unterbrach ihn Lydia. »Nicht nur. Ich hätte sie so oder so getötet. Sie mußte sterben. Aber es gibt ein paar Dinge, die wir brauchen. Kleider und ein paar ... Gegenstände.«

Kent ballte zornig die Fäuste. »Ich glaube ihr kein Wort«, rief er erregt. »Sie ist ja völlig übergeschnappt!«

»Vielleicht«, sagte Gurk. »Aber vielleicht auch nicht.« Sein ohnehin zerknittertes Gesicht legte sich noch mehr in Falten, als er zu Charity aufsah. »Ich weiß nicht viel über die Shait-Priester — aber sie sind sehr mächtig. Niemand stellt Fragen, wenn sie etwas verlangen. Niemand hält sie auf. Nicht einmal die Reiter. Wenn sie ein Kind ausgewählt haben, dann nehmen sie es und bringen es in den Tempel.«

»Und wie?« fragte Skudder mißtrauisch.

»Ein Gleiter kommt und bringt sie durch die Todeszone«, antwortete Lydia an Gurks Stelle. Ihre Stimme war noch immer tonlos, und auf ihrem Gesicht lag noch immer das gleiche, furchtbare Lächeln, das Charity erneut einen eisigen Schauer über den Rücken laufen ließ. Langsam beugte sie sich zu Angellica

herab, streckte die Hände aus und löste die dünne Silberkette mit dem Anhänger von ihrem Hals.

»Ein Druck auf diesen Edelstein genügt, um ihn herbeizuführen«, sagte sie.

Charity streckte die Hand nach dem vermeintlichen Schmuckstück aus und zögerte dann, es zu berühren. Ihr Blick glitt forschend über Lydias Gesicht. Charity verstand Kents Mißtrauen nur zu gut, nach dem, was gerade passiert war, und sie fühlte sich immer unbehaglicher — und gleichzeitig spürte sie, daß Lydia die Wahrheit sagte.

»Woher weißt du das alles?« fragte sie.

»Von Angellica«, antwortete Lydia. »Es ist lange her, aber sie hat mir ... alles gezeigt. Ich war sogar einmal mit im Shaitaan.«

»Du?« fragte Gurk zweifelnd. »Niemand betritt einen Shaitaan, der nicht die Priesterweihen hat.«

»Ich weiß«, flüsterte Lydia. »Ich selbst sollte Priesterin werden, wie sie. Aber ich wurde schwanger, ehe ich die Weihen erhielt. Von diesem Tag an hat sie mich gehaßt.«

»Warum?« fragte Skudder.

»Weil sie bestraft wurde«, antwortete Lydia. »Sie zeigte mir Dinge, die sie mir nicht hätte zeigen dürfen. Sie ... wollte mir helfen, damit ich es etwas leichter hätte als sie. Als ich dann schwanger wurde, da wurde sie zurückgestuft. Sie hätten sie getötet, hätte sie nicht Freunde gehabt, die sie schützten. Aber ihr Traum, zur Hohepriesterin geweiht zu werden, war zerschlagen.«

»Und sie hat sich an dir gerächt, indem sie dir deine Kinder nahm«, sagte Charity.

Lydia nickte. In ihren Augen schimmerten Tränen, aber ihr Gesicht blieb starr. »Ja. Sie wollte mich umbringen, damals. Aber dann ... fiel ihr eine bessere Rache ein.«

Charity schwieg betroffen. Sie akzeptierte den Mord an Angelika noch immer nicht, aber sie verstand jetzt wenigstens, warum Lydia es getan hatte. Vielleicht hätte sie nicht anders gehandelt, an ihrer Stelle.

Abermals streckte sie die Hand aus, löste die Kette aus Lydias Fingern und hängte sie sich vorsichtig um. Das Metall fühlte sich sonderbar an — es war weder warm noch kalt, sondern schien überhaupt keine Temperatur zu besitzen.

Und es stammte nicht von dieser Welt.

Charity fühlte sich fast sofort unbehaglich, kaum daß der Edelstein ihre Haut berührt hatte.

Es war wie damals im Sternenschiff, wie immer, wenn sie etwas berührte, das von Moron kam — etwas in ihr schien sich unter der Berührung zu krümmen, als hätte sie glühendes Eisen gestreift.

»Das funktioniert niemals!« behauptete Kent. »Angellicas Verschwinden wird auffallen. Und sie werden merken, daß wir nicht die sind, für die wir uns ausgeben.«

»Niemand wird etwas merken«, widersprach Lydia. »Es gibt Hunderte von Shait-Priesterinnen. Sie kommen von weither, um die Auserwählten zu bringen. Und manchmal unternehmen sie lange Reisen, um nach Kindern zu suchen. Angelika war manchmal wochenlang fort.«

»Und die Leute, die vorhin hier waren?« schnappte Kent.

»Schluß jetzt«, bestimmte Charity scharf. »Wir reden später darüber. Jetzt sollten wir erst einmal von hier verschwinden.« Sie wandte sich an Lydia.

»Wir müssen die Leiche verstecken. Kennst du einen Ort, an dem man sie nicht so schnell findet?«

Lydia deutete mit einer Kopfbewegung nach oben. »Alles, was über dem fünften Stockwerk liegt, ist zerstört. Niemand wohnt dort. Niemand kommt je dorthin.«

»Gut«, sagte Charity. »Dann verstecken wir sie dort und hoffen, daß du recht hast und wirklich niemand nach ihr sucht. Und danach holen wir die Kleider deiner Schwester und was wir sonst noch brauchen, und gehen zurück in Kents Versteck.«

»Ich kann euch sofort ins Shaitaan bringen«, sagte Lydia. »Wir brauchen nur die Kette und ein paar Zeremonienmäntel.«

»Nein«, sagte Charity. »Das Risiko ist zu groß. Außerdem brauchen wir noch ein paar Dinge aus dem Versteck.« Sie schlug mit der flachen Hand auf die kleine Maschinenpistole in ihrem Gürtel. »Ich fühle mich nicht besonders sicher, nur mit diesem Spielzeug bewaffnet. Und wir können auch Net und Bart nicht einfach zurücklassen.«

Kent fuhr auf. »So eine Chance bekommen wir nie wieder!«

»Das kann schon sein«, antwortete er Charity ruhig. »Aber die haben wir auch morgen noch.«

Und genau in diesem Punkt sollte sie sich täuschen. Sie hatten sie nicht einmal in diesem Moment.

Der Eingang war so perfekt getarnt, daß vermutlich nicht einmal Kyle ihn entdeckt hätte. Er war sogar auf dem Weg hierher daran vorbeigekommen, und mit ziemlicher Sicherheit war er von einem halben Dutzend Überwachungs- und Ortungsgeräten erfaßt worden, ohne es auch nur zu bemerken. Die Erkenntnis beunruhigte Kyle — nicht, weil er die Technik der Rebellen fürchtete, sondern weil sie ein weiteres Indiz war, daß seine Fähigkeiten rapide abnahmen. Etwas stimmte nicht mit ihm. Die Entwicklung war noch lange nicht bedrohlich, aber er mußte sie im Auge behalten.

»Du wartest hier.«

Der Mann, der sich ihm als Arson vorgestellt hatte, deutete auf eine niedrige Tür. Sie war nur angelehnt, so daß Kyle erkennen konnte, daß sie äußerst massiv war — fünf Zentimeter dick und aus altem, verrostetem Eisen. Selbst seine Kräfte würden nicht ausreichen, sie gewaltsam zu öffnen. Der Raum dahinter war winzig: eine nackte Betonkammer, kaum hoch genug, um aufrecht darin zu stehen, und knapp fünf mal fünf Schritte groß. Aus den Wänden ragten abgeschnittene Rohre und Kabelenden. Kyle vermochte nicht zu erkennen, welchem Zweck diese Kammer einmal gedient hatte.

Jetzt war sie eindeutig ein Gefängnis. Auf dem Boden lag eine zerschlissene Matratze, daneben ein primitiver, offenbar mit Flüssiggas zu betreibender Heizofen. Der Raum stank.

Kyle trat widerspruchslos durch die Tür und wandte sich wieder zu Arson um. Der bärtige Rebell musterte ihn auf eine Art, die Kyle nicht gefiel. Sein Herz schlug schnell, und Kyle registrierte eine stark vermehrte Schweiß- und Adrenalinausschüttung. Arson … hatte Angst.

Aber warum? Spürte er, daß Kyle nicht der war, der er zu sein vorgab? Aber das war unmöglich.

»Was habt ihr mit mir vor?« fragte er, als Arson die Tür schließen wollte.

Arson zögerte. Er sah Kyle an, aber aus irgendeinem Grund gelang es ihm nicht, seinem Blick standzuhalten. Er wurde immer nervöser.

»Nichts«, sagte er schließlich. »Nichts, wenn du die Wahrheit sagst.« Er schloß die Tür, aber ehe er den Riegel einschnappen ließ, öffnete er sie noch einmal und sah zu Kyle herein. »Brauchst du irgend etwas?« fragte er.

»Ich bin durstig«, antwortete Kyle.

»In Ordnung. Ich lasse dir Wasser bringen.«

Die Tür fiel mit einem dumpfen Laut ins Schloß, und Kyle war allein. Es war vollkommen dunkel, und plötzlich spürte er auch, wie kalt es hier drinnen war. Rasch erhöhte er seine Körpertemperatur und veränderte seine Hautoberfläche so, daß sie kaum noch Wärme abstrahlte. Dann setzte er sich mit angezogenen Knien auf die Matratze, schloß die Augen und versank in eine Mischung aus Schlaf und Trance, in der er weder das Verstreichen der Zeit noch die Kälte oder den quälenden Durst spürte. Trotzdem blieb ein winziger Teil seines Bewußtseins wach — als Arson nach einer Weile zurückkam, um ihm etwas zu trinken zu bringen, fand er Kyle zitternd vor Kälte auf der Matratze hockend vor. Kaum hatte er die Tür hinter sich wieder geschlossen, da leerte Kyle die Tasse, die er ihm mitgebracht hatte, mit einem Zug und versank abermals in seinen tranceähnlichen Schlaf.

Als ihn die lautlose Alarmsirene hinter seinen Schläfen das nächste Mal weckte, waren fast anderthalb Stunden vergangen. Schritte näherten sich der Tür, die Schritte von mehreren Personen, von denen eine eine Frau zu sein schien, dann wurde der Riegel

zurückgeschoben, und die Tür ging quietschend auf. Der grelle Lichtstrahl eines starken Handscheinwerfers fiel auf sein Gesicht.

Kyles Pupillen verengten sich und filterten den Großteil der Helligkeit heraus, so daß er die drei Gestalten unter der Tür deutlicher erkennen konnte als sie ihn. Trotzdem hob er hastig die Arme vor das Gesicht und blinzelte. Seine Haut war jetzt grau, und unter den Augen lagen dunkle Ringe. Er sah aus wie ein Mann am Ende seiner Kräfte.

»Komm raus«, sagte eine Stimme. Sie gehörte nicht Arson.

Kyle erhob sich so ungeschickt, wie er es gerade noch wagte, um nicht zu übertreiben, trat gebückt durch die Tür und blinzelte mehrmals, als müssen seine Augen sich an die veränderten Lichtverhältnisse gewöhnen. Während er es tat, musterte er seine Gegenüber genau.

Außer Arson waren noch vier weitere Personen da: eine schlanke, schmalgliedrige Eingeborene mit kurzgeschnittenem, dunklem Haar — ihrem Teint und ihren flinken Bewegungen zufolge eine Wastelanderin. Zwei Männer, die die fleckigen Phantasie-Uniformen der Rebellen trugen, und ein fünfter, sehr großer Mann, an dem Kyle ein zweifingerbreiter, grüngefärbter Haarstreifen auffiel. Kyle stufte diesen Mann sofort als den Gefährlichsten ein, nicht nur, weil er ein wahrer Riese war. Sein Gesicht hatte einen fast dümmlichen Ausdruck, aber Kyle merkte sofort, daß dieser Eindruck täuschte. Hinter den Augen des Riesen lauerte ein messerscharfer Verstand.

»Das ist Bart«, sagte Arson mit einer Geste auf den Mann mit dem grüngefärbten Haar. »Ihr kennt euch?«

Kyle schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte er. »Aber ich habe von dir gehört. Du bist Skudders Stellvertreter, nicht wahr?« Er wandte sich an die Planetengeborene. »Und du mußt Net sein.«

»Hast du auch von ihr gehört?« fragte Bart lauernd.

Kyle fuhr innerlich zusammen. Hatte er einen Fehler gemacht? Seine Worte hatten Barts Mißtrauen geschürt, statt zu besänftigen. Zögernd nickte er.

»Ich habe euch gesucht«, sagte er. »Das heißt, nicht euch beide, sondern Skudder und diese Frau, die bei ihm ist. Man hat mir erzählt, daß ihr beide sie begleitet. Wo sind sie?«

Arson wollte antworten, aber Bart machte eine rasche, kaum bemerkbare Bewegung, und der Rebell schwieg.

»Wir bringen dich zu ihnen«, sagte er. »Komm mit.«

Das war gelogen. Arson sah nicht einmal in seine Richtung, aber Kyle entging das unmerkliche Zusammenzucken des Rebellen keineswegs. Seine Pupillen weiteten sich um eine Winzigkeit, und der Geruch seines Schweißes änderte sich. Neben anderen Talenten war Kyle auch so etwas wie ein wandelnder Lügendetektor. Es war möglich, ihm etwas zu verschweigen. Aber es war nicht möglich, ihn zu belügen. Captain Laird und der Shark waren entweder gar nicht hier, oder Bart hatte nicht vor, ihn wirklich zu ihnen zu bringen.

Er ließ sich nichts von alledem anmerken, sondern folgte den Männern tiefer in die unterirdische Anlage hinein.

Der erste Eindruck, den er von dem Rebellenversteck gehabt hatte, bestätigte sich: Das Labyrinth unterirdischer Gänge und Stollen war nichts anderes als die ehemalige Kanalisation einer Stadt. Kyle befragte seinen Erinnerungssektor und erfuhr, daß es gerade in diesem Teil des Planeten ausgedehnte Zerstörungen gegeben hatte. Die Eingeborenen hatten sich erbittert gegen die Kolonisation zur Wehr gesetzt, und da sie bereits über eine — wenn auch primitive — thermonukleare Waffentechnologie verfügten, hatten sie einen Großteil ihres eigenen Planeten verwüstet, ehe es den Sturmtruppen gelang, ihren Widerstand zu brechen.

Es war seltsam — aber der Gedanke erfüllte ihn mit Unbehagen. Er war schon auf anderen Welten gewesen, die Spuren eines atomaren Krieges aufwiesen, und manche davon waren sehr viel mehr zerstört worden als dieser Planet. Aber niemals hatte ihn das so beeinflußt. Sonderbar.

Dann stiegen sie eine rostige Leiter in einen großen Raum hinab. Der Saal diente offenbar als Aufenthaltsraum — es gab ein paar einfache Möbel und ein primitives, aber funktionstüchtiges Funkgerät, vor dem ein Rebell mit Kopfhörern und Mikrofonen saß. Neben Bart und seinen vier Begleitern erwartete sie ein weiteres halbes Dutzend Männer. Alle waren bewaffnet, und alle machten einen sehr wachen Eindruck. Kyle konnte die Gefahr geradezu riechen. Er mußte vorsichtig sein. Aus einem Grund, den er noch nicht wußte, trauten ihm die Rebellen nicht. Kyle schätzte seine Chancen, mit diesen Männern fertig zu werden, nicht einmal allzu schlecht ein, aber er war schließlich nicht unverletzbar. Und er war nicht hier, um die Rebellen unschädlich zu machen.

»Setz dich.« Bart deutete auf eine zerschlissene Couch, hinter der zwei bewaffnete Rebellen standen. Der eine hatte sein Gewehr in der Armbeuge liegen, aber die Waffe war gesichert. Die Maschinenpistole des anderen deutete drohend auf Kyles Rücken. Falls es zum Kampf kam, würde er sich um diesen Mann zuerst kümmern müssen.

»Wo ist Captain Laird?« fragte er.

»Später«, antwortete Bart. »Zuerst wirst du uns noch ein paar Fragen beantworten. Du heißt also Kyle. Du fährst eine Shark-Maschine, du trägst Shark-Kleider, und du sprichst wie wir. Wie kommt es dann, daß ich dich nicht kenne?«

»Ich bin kein Shark«, antwortete Kyle. »Ich wollte es immer werden, aber ich habe . . .« Er schwieg einen Moment und lächelte dann verlegen. »Ich habe mich nicht getraut, zu euch zu kommen«, sagte er. »Ich hatte Angst vor euch.«

»Vielleicht ja zu Recht«, sagte Bart kalt. »Du hast uns bespitzelt, wie?«

»Nicht bespitzelt«, verteidigte sich Kyle. »Ich habe euch beobachtet, aber nicht mehr.« Er wußte, daß er mit dieser Behauptung kein Risiko einging. Daniel hatte ihm erklärt, daß immer wieder junge Männer oder auch Frauen zu den Sharks gestoßen waren. Meistens, um zu sterben. Nur sehr wenige überlebten die Mutproben der Sharks.

»Wir halten nicht viel von Schnüfflern«, sagte Bart. »Weißt du das eigentlich?«

»Ja«, antwortete Kyle verärgert. »Aber wenn ich nicht geschnüffelt hätte, dann wäre ich jetzt nicht hier, um euch zu warnen. Ihr seid in Gefahr. Vor allem Laird und Skudder, aber ich denke, ihr anderen auch.«

»Was ist passiert?« fragte Bart.

»Ich ... war in der Nähe eurer Stadt, als die Gleiter angegriffen haben«, begann Kyle. »Ich hatte mich versteckt. Sie haben mich nicht gesehen. Aber dafür habe ich alles genau beobachtet.«

Bart wurde ein wenig hellhörig. Kyle wußte, daß er nicht mehr dagewesen war, als Daniels Kampfschiffe die Stadt angegriffen hatten.

»Du hast alles gesehen?« fragte er. »Wie viele von den Jungs haben sie erwischt?«

»Viele«, antwortete Kyle wahrheitsgemäß. »Wahrscheinlich die

meisten. Sie sind in die Berge geflohen, aber Daniels Drohnen haben sie aufgespürt. Vielleicht sind ein paar entkommen, aber bestimmt nicht viele. Danach haben sie die Stadt bombardiert. Ich war ganz in der Nähe, aber ich habe es nicht gewagt, mein Versteck zu verlassen.«

Bart schwieg. Sein Gesicht war wie aus Stein, aber sein Herzschlag hatte sich fast auf das Doppelte erhöht, und seine Hände zitterten ganz leicht. Aber Kyle spürte auch, daß es eher Zorn war als Schmerz, der den Shark aufwühlte.

»Weiter«, sagte er nach einer Weile.

»Wie gesagt — ich hatte ein Versteck gefunden, aber ich wagte es nicht, es zu verlassen«, fuhr Kyle fort. »Ich bin fast zwei Tage in dieser Höhle geblieben. Und dann kam das Schiff.«

»Was für ein Schiff?«

»Eine riesige fliegende Scheibe«, antwortete Kyle. »Ich habe so was noch nie vorher gesehen. Wie die Gleiter, aber zehnmal so groß. Ein paar Männer stiegen aus, und eine ganze Horde Ameisen, und dann einer, der Daniel gewesen sein muß.«

»Daniel?« Das Mißtrauen in Barts Augen flackerte erneut auf. »Woher weißt du, wie er aussieht?«

»Das weiß ich gar nicht«, antwortete Kyle ruhig. »Aber er muß es gewesen sein. Die Ameisen haben sich fast überschlagen, um seine Wünsche zu erfüllen. Und es war noch jemand bei ihm. Ein Mann.«

»Was für eine präzise Beschreibung«, spöttelte Net.

»Ich habe ihn nicht genau erkannt«, verteidigte sich Kyle. »Ich war fast zwei Meilen weit weg. Aber ich habe gesehen, wie Daniel eine ganze Weile mit ihm gesprochen hat. Und dann hat er sich eine von euren Maschinen geschnappt und ist aus der Stadt gefahren. Ein paar Minuten später ist das Riesenschiff dann wieder abgeflogen.«

»Und daraus schließt du, daß wir in Gefahr sind?« fragte Net höhnisch.

»Nein«, sagte Kyle verärgert. »Aber als alle weg waren, bin ich auch in die Stadt gegangen. Ich habe mir die Maschine genommen, mit der ich herkam, und bin dem Typen gefolgt. Ihr habt in einem kleinen Dorf in den Bergen Hilfe gefunden, nicht wahr?«

Barts Augen wurden schmal. »Woher weißt du das?«

»Weil ich dem Typen gefolgt bin«, antwortete Kyle. »Fragt mich nicht, wie er eure Spur gefunden hat, aber er hat. Er ist in dieses

Dorf gefahren und hat . . .« Er schwieg einen Moment, als koste es ihn Überwindung, weiterzusprechen. »Er hat sie alle getötet«, sagte er.

»Was?!« Bart fuhr zusammen wie unter einem Hieb.

»Das ist nicht möglich!« sagte Net überzeugt. »In dem Dorf lebten fast . . .«

»Sie waren alle tot, als ich ankam«, unterbrach sie Kyle. »Alle, bis auf ein Mädchen.« Er sah Net an. »Sie war ungefähr so alt wie du. Sie war verletzt, aber sie konnte mir noch sagen, was geschehen war, ehe sie starb. Sie sagte, ihr Name sei Liz. Kanntest du sie?«

Net nickte.

»Was ist passiert?« fragte Bart.

»Liz konnte nicht mehr viel sagen«, antwortete Kyle ausweichend. »Aber wie es aussieht, sucht dieser Mann nach euch. Und er weiß, wo ihr seid.«

»Ich glaube dir kein Wort«, sagte Net. »Ein einzelner Mann hätte das nie geschafft.«

»Liz sagte, es wäre ein...« Er suchte eine Sekunde nach Worten. »Metakrieger. Habt ihr schon einmal davon gehört?«

»Mega«, verbesserte ihn Arson. Seine Augen verdunkelten sich vor Sorge. »Es heißt Megakrieger. Ich habe davon gehört.«

»Was soll das sein?« fragte Bart.

»So eine Art künstlicher Superman«, antwortete der Rebell leise. »Sie setzen sie ein, wenn sie mit normalen Mitteln nicht mehr weiterkommen. Und wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was man sich über sie erzählt, dann möchte ich lieber nicht hier sein, wenn er auftaucht.«

»Wir sind mehr als zwanzig Mann«, sagte Bart zweifelnd.

Arson lachte humorlos. »Vor ein paar Jahren soll einer von ihnen drüben in Europa eine ganze Stadt zerstört haben«, antwortete er.

Das stimmte. Die Informationen, die man Kyle über diesen Planeten gegeben hatte, wußten von einem solchen Zwischenfall. Kyle war nur ein wenig erstaunt, daß Arson davon wußte. Offenbar gab es einen Informationsaustausch von Kontinent zu Kontinent.

Bart wirkte mit einemmal sehr besorgt. Sekundenlang starrte er an Arson vorbei ins Leere, ehe er sich mit einem Ruck wieder umwandte und auf Kyle herabsah. »Und dieser Superman ist also auf dem Weg hierher«, sagte er. »Dann verrate mir eins, Freundchen — wenn er wirklich so gut ist, wieso bist du vor ihm

angekommen?«

»Woher soll ich das wissen?« fragte Kyle trotzig. »Liz hat mir gesagt, wo ich euch finde, und ich bin sofort losgefahren. Vielleicht haben sie ihn angelogen. Oder er wurde aufgehalten.«

Die Ankunft eines weiteren Rebellen hinderte ihn daran, weiterzusprechen. Es war einer der Männer, die er draußen in der Wüste getroffen hatte. Er wirkte erregt. So schnell, daß er fast das Gleichgewicht verloren hätte, stieg er die Eisenleiter herunter und winkte Arson zu sich heran. Kyle sah, wie die beiden Männer einen Moment aufgeregt miteinander sprachen, aber obwohl er sich anstrengte, konnte er die Worte nicht verstehen.

Es gehörte jedoch nicht viel Phantasie dazu, sich auszurechnen, daß es um ihn ging. Arson sah mehrmals in seine Richtung, und sein Blick wurde dabei immer finsterer. Schließlich gab der Rebell Arson etwas, das dieser sorgsam hinter dem Rücken hielt, als er wieder zu Kyle und Bart zurückkam. Kyle spannte sich innerlich. Irgend etwas war schiefgelaufen.

»Was ist passiert?« fragte Bart.

Arson zögerte. Sein Blick wanderte zwischen Kyle und Bart hin und her, und Kyle hatte das sichere Gefühl, daß sich die beiden Männer wortlos miteinander verständigten.

Bart schien sich überhaupt nicht zu bewegen, und trotzdem lag plötzlich eine klobige Waffe in seinen Händen, an deren Mündung ein giftgrüner Kristall glühte.

»Beweg dich, und du bist tot«, sagte Bart ruhig.

Kyle erstarrte. Er wußte noch immer nicht, was schiefgelaufen war, aber er begriff, daß seine Tarnung nicht mehr funktionierte. Und daß er wirklich kaum eine Chance hatte. Bart war schnell. Möglicherweise würde es ihm gelingen, sich zur Seite zu werfen, aber er hatte keine Ahnung über das Funktionsprinzip der Waffe, mit der Bart auf ihn zielte. Er hatte einen Strahler wie diesen noch nie zuvor gesehen.

»Wie habt ihr es gemerkt?« fragte er ruhig.

»Gemerkt?«

Net ächzte. Ihre Augen weiteten sich. Sie schien erst jetzt zu begreifen, was überhaupt geschah. Kyle hörte hastige Schritte, als die Männer hinter ihm beiseite sprangen, um aus Barts Schußfeld zu kommen.

Bart antwortete nicht, aber Arson trat einen weiteren Schritt auf

ihn zu und nahm den Arm hinter dem Rücken hervor. Kyle sah jetzt, was ihm der andere Rebell gegeben hatte. Es war die Feldflasche, die er an der Wasserstelle gefüllt und an den Sattel seiner Maschine gehängt hatte. Ein unverzeihlicher Fehler. Kyle verstand nicht, wie er ihm hatte unterlaufen können.

»Stan ist tot«, sagte Arson. Net sah ihn fragend an, und der Rebell hob demonstrativ die Feldflasche. »Er war draußen bei uns, als wir diesen Typen fanden. Er hatte Durst. Ich schätze, er hat die Feldflasche gesehen und einen kräftigen Schluck daraus genommen.« Er lachte bitter, schraubte den Verschluß der kleinen Flasche auf und reichte sie an Net weiter. Die Wastelanderin schnupperte daran, benetzte ihren Zeigefinger mit dem Wasser und kostete vorsichtig mit der Zungenspitze.

»Es ist vergiftet«, sagte sie ungläubig. »Das … das muß Wasser aus der Quelle sein, an der wir vorbeigekommen sind. Daniel hat sie alle verseuchen lassen.«

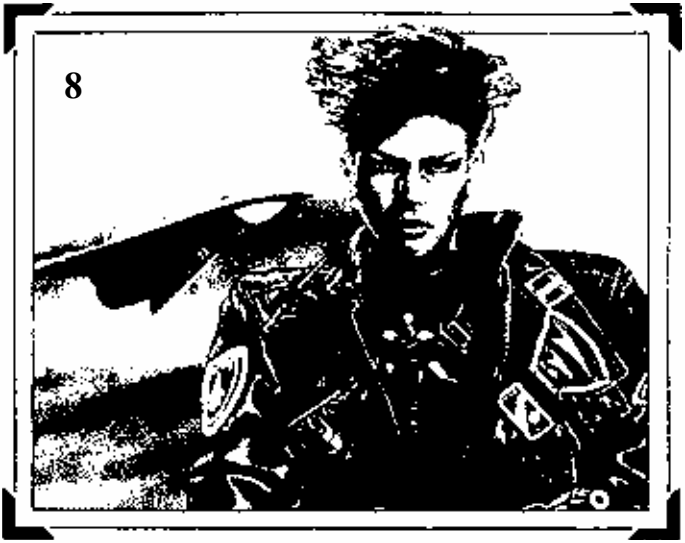
»Ja«, sagte Arson düster. »Ich weiß. Und Stan ist daran gestorben.« Er deutete mit einer Kopfbewegung auf Kyle.

»Er nicht.«

»Aber das ist doch nicht möglich!« protestierte Net. »Ich kenne dieses Gift. Es tötet einen Menschen innerhalb weniger Stunden!«

»Einen Menschen vielleicht«, sagte Bart. »Aber ich schätze, unser Freund hier ist kein Mensch.«

»Das stimmt«, sagte Kyle und sprang Bart mit übermenschlicher Schnelligkeit an, und der Shark feuerte beinahe noch schneller seinen Laser ab.



Der Tag war fast vorbei, ehe sie sich wieder dem Versteck der Rebellen näherten. Sie hatten länger für den Rückweg gebraucht, als Charity vorher geglaubt hatte. Einmal waren sie einer Patrouille der gewaltigen Käferkreaturen nur noch mit Mühe und Not entkommen, und dreimal hatten sie sich in den Ruinen verstecken müssen, bis ein Zug der gewaltigen Geschöpfe an ihnen vorüber war. Dafür hatten sie auch auf dem Weg aus der Stadt heraus so gut wie keinen Menschen getroffen. Angelika hatte keineswegs übertrieben — die Stadt hielt im wahrsten Sinne des Wortes den Atem an vor Angst.

Charity hatte kein gutes Gefühl, und das lag nicht nur an der Präsenz der Moroni-Reiter. Aber sie konnte es drehen oder wenden, wie sie wollte — ihre Expedition in die Stadt war ein kompletter Fehlschlag gewesen.

Mit ein paar weit ausgreifenden Schritten holte sie zu Kent und Lydia auf und ergriff den jungen Rebellen am Arm; so rasch und so grob, daß er nicht einmal auf den Gedanken kam, sich loszureißen, sondern sie nur überrascht anstarrte.

»Ich muß mit dir reden«, sagte sie. »Jetzt.«

Kent starrte sie an und schwieg. Gurk und Skudder sahen überrascht auf, enthielten sich aber jeden Kommentars und gingen weiter. »Was ist los mit dir?« fragte Charity geradeheraus. »Wenn du das Gefühl hast, irgend etwas mit mir klären zu müssen, sollten wir das jetzt tun.«

»Auf der Stelle, wie?« Kent riß sich los und funkelte sie an. »Solange wir allein sind.«

»Ganz recht«, antwortete Charity. »Oder brauchst du Verstärkung, um mit einer Frau fertig zu werden?«

Kent wollte auffahren, schüttelte aber dann nur den Kopf und murmelte etwas, das Charity nicht verstand. Dann geschah etwas Seltsames — der Zorn in seinem Blick erlosch, und mit einemmal wirkte er fast verlegen.

»Entschuldige«, sagte er. »Es tut mir leid. Ich habe mich reichlich blöd benommen.«

»Das hast du«, sagte Charity. Aber sie lächelte bei diesen Worten, und sie spürte, daß Kent sie ihr nicht übelnahm.

»Es wäre Selbstmord, das Shaitaan anzugreifen«, sagte sie.

»Ich dachte, deswegen wären wir losgegangen«, antwortete Kent.

»Aber nicht einfach so, ohne Plan, ohne Ausrüstung und allein.« Sie deutete — schon beinahe wieder zornig — auf Skudder und Gurk, die ein Stück weitergegangen und dann stehengeblieben waren. »Wenn jemand in dieses Ding geht, dann Skudder und ich«, sagte sie in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. »Das hier ist unser Spiel, Kent — nicht deines.«

»Ach«, sagte er. »Ich dachte, ihr wärt zu uns gekommen, weil ihr Hilfe braucht.«

Im stillen verfluchte sie sich für ihre eigenen Worte. Verdammt — sie kannte Kent noch nicht sehr lange, aber sie kannte ihn auf der anderen Seite lange genug, um zu wissen, daß sie so nicht mit ihm reden konnte. Ganz egal, ob sie recht hatte oder nicht.

»Das sind wir auch«, antwortete Charity, so ruhig sie konnte. »Ich...« Sie brach wieder ab, seufzte und schwieg ein paar Sekunden. »Tut mir leid«, sagte sie. »Jetzt habe ich mich blöd benommen. Ich würde sagen, wir sind quitt — okay?«

Nein, es war nicht okay, wie Kents Blick bewies. Er sagte nichts.

»Kent«, sagte sie geduldig. »Es tut mir leid. Ich … ich kann mir

vorstellen, wie du dich fühlst — wirklich. Ihr kämpft seit Jahren gegen die Moroni, und jetzt . . .«

»...kommt ihr und zeigt uns, daß wir nichts als Idioten waren«, unterbrach Kent sie. Er lachte bitter. »Das wolltest du doch sagen, oder?«

Charity hätte es anders ausgedrückt, aber sie widersprach nicht.

»Verdammt«, sagte Kent plötzlich. »Natürlich hast du recht — ich weiß so gut wie du, daß wir nicht einfach in dieses ... Ding hineinstürmen und es erobern können. Aber du . . .«

»Ihr wußtet es nicht besser«, sagte Charity sanft, als Kent abermals stockte. Sie verstand nur zu gut, was in dem jungen Mann vorging — und sie machte sich selbst Vorwürfe, es nicht gleich besser gewußt zu haben. Im Grunde waren Kent und seine Freunde keine Rebellen — sie waren es nie gewesen, und spätestens seit dem Gespräch mit Angelika mußte auch ihm das klargeworden sein. Sie hatten ein bißchen Guerilla gespielt, das war alles — und selbst das nur, weil Moron es ihnen erlaubte.

»Ihr hattet nie die Chance, euch wirklich zu wehren«, fuhr sie fort.

»Was hätten wir denn tun sollen?« fragte Kent bitter. »Ab und zu einen Reiter erschießen und zusehen, wie sie dafür hundert von uns umbringen? Oder das Shaitaan angreifen und darauf warten, daß sie diese ganze verdammte Stadt in die Luft jagen?«

»Natürlich nicht«, antwortete Charity sanft. »Ihr hättet . . .«

»Wenn ihr zwei damit fertig seid, euch zu streiten, sollte einer von euch mal hierher kommen«, mischte sich ein schrilles Stimmchen in ihr Gespräch. »Da kommt irgendwer auf uns zu.«

Charity sah fast erschrocken auf. Gurk, Lydia und Skudder waren auf den Kamm der nächsten Sanddüne geklettert. Lydia starrte weiter ins Nichts, aber Skudder hatte einen Feldstecher angesetzt und blickte konzentriert nach Süden.

»Wir reden später weiter, okay?« Charity wartete Kents Antwort nicht ab, sondern beeilte sich, zu Skudder und den beiden anderen auf den Hügel zu gelangen. Skudder schien ihre Schritte zu hören, denn er machte ein Handzeichen, vorsichtiger zu sein, und Charity legte die letzten Schritte gebückt gehend zurück.

Sie blinzelte, als sie neben Skudder anlangte und genau in die tiefstehende Sonne blickte. Und trotzdem sah sie den kleinen, schwarzen Punkt sofort, der sich am unteren Ende einer gewaltigen

Staubfahne auf sie zubewegte. Nicht sehr schnell und in verrückten Schlangenlinien, aber doch zweifelsfrei in ihre Richtung.

»Was ist das?« fragte sie.

Skudder setzte den Feldstecher ab und zuckte mit den Schultern. »Ein Motorrad«, sagte er. »Ich glaube, es ist eine von unseren Maschinen — aber ich kann nicht erkennen, wer sie fährt.«

»Und vor allem warum«, fügte Gurk hinzu. Charity sah den Gnom fragend an, und Gurk fuhr fort: »Die Staubfahne muß meilenweit zu sehen sein. Der Blödmann da unten legt es ja direkt darauf an, entdeckt zu werden.«

»Entweder das — oder er hat einen verdammt triftigen Grund, so unvorsichtig zu sein«, sagte Skudder. Ein paar Sekunden lang blickte er Charity und den Gnom abwechselnd und sehr nachdenklich an, dann fuhr er mit einer abrupten Bewegung herum, hängte sich den Feldstecher wieder um den Hals und zog statt dessen seine Waffe.

»Verteilt euch«, sagte er. »Das kann eine Falle sein. Und keinen Laut.«

Kent und Gurk huschten ohne ein überflüssiges Wort davon, während Lydia einfach stehenblieb und weiter ins Leere starrte, als hätte sie Skudders Worte gar nicht gehört. Wahrscheinlich hatte sie es auch nicht, dachte Charity.

»Kümmere dich um sie«, sagte Skudder halblaut, ehe auch er sich umwandte und mit ein paar schnellen Schritten in der Deckung einer weiteren Sanddüne verschwand.

Charity ergriff Lydia am Arm und zog sie einfach mit sich. Die junge Frau folgte ihr gehorsam, aber sie bewegte sich willenlos wie eine Puppe. Als Charity sie losließ, wäre sie einfach weitergelaufen, hätte sie nicht rasch wieder zugegriffen und sie in den Schutz eines gewaltigen Felsbrockens gezerrt, der halb im Sand vergraben lag. Erst, als sie sich dahinter niedergelassen hatten, sah Charity, daß es gar kein Felsen war — sondern Beton. Wahrscheinlich erstreckte sich unter ihren Füßen eine ganze Stadt, deren Ruinen unter dem Sand vergraben waren.

Sie verscheuchte den Gedanken, sah einen Moment gebannt nach Norden — die Staubfahne war näher gekommen — und wandte ihre Aufmerksamkeit dann wieder Lydia zu.

»Alles in Ordnung mit dir?« fragte sie.

Zu ihrer eigenen Überraschung reagierte Lydia auf die Frage,

wenn auch erst nach einigen Sekunden. Langsam, wie ein Mensch, der aus tiefem Schlaf erwachte, drehte sie den Kopf und sah Charity an, und nach einigen weiteren Augenblicken kehrte auch das Leben in ihre Augen zurück.

»Warum fragst du das?« fragte sie. »Du brauchst mich nicht zu trösten — wenn du das wolltest.«

»Ich wollte nur freundlich sein«, antwortete Charity verärgert.

»Ich habe sie erschossen, nicht?« fragte Lydia, als hätte sie ihre Antwort gar nicht registriert. »Ich meine — sie ist tot, oder?« Sie lächelte.

Charity sah alarmiert auf. Lydias Zustand schien schlimmer zu sein, als sie bisher geglaubt hatte. Es war im Grund völliger Wahnsinn, sich der Führung einer Frau anzuvertrauen, die sie kaum kannte und die halb verrückt zu sein schien.

Sie maß Lydia mit einem letzten, traurigen Blick, drehte sich herum und spähte wieder nach Süden.

Die Staubfahne war näher gekommen, und jetzt hörte sie auch ein leises Summen. Skudder hatte recht gehabt — es war ein Motorrad. Der Gedanke beruhigte sie ein wenig. Die Moroni arbeiten mit allen denkbaren Tricks — aber sie konnte sich schwerlich einen der vierarmigen Insektenkrieger auf einer Harley-Davidson vorstellen.

Skudder schien es ähnlich zu ergehen, denn er war wieder aus seinem Versteck hervorgekommen und auf den Kamm der Sanddüne hinaufgestiegen. Eine ganze Weile lag er flach im Sand und blickte angestrengt durch den Feldstecher nach Süden, dann drehte er sich herum und winkte mit der Hand.

Charity zögerte. Ihr war nicht wohl dabei, Lydia allein zu lassen. Aber der Shark winkte noch einmal, und sie hatte das Gefühl, daß es dringend war, und so erhob sie sich und huschte geduckt zu ihm hinauf. Die letzten zehn Meter legte sie auf Händen und Knien kriechend zurück.

»Hier.« Skudder reichte ihr das Fernglas. »Wofür würdest du das halten?«

Charity setzte den Feldstecher an. Im ersten Moment hatte sie Mühe, den winzigen Punkt in der monotonen Sandwüste wiederzufinden — und dann fuhr sie überrascht zusammen.

»Das ist Net!« Verblüfft setzte sie das Glas ab und tauschte einen Blick mit Skudder. »Ich wußte gar nicht, daß sie Motorrad fahren kann.«

»Das kann sie auch nicht«, sagte Skudder grimmig. »Sie wird sich den Hals brechen. Da muß etwas passiert sein! Komm!« Er sprang auf und half Charity ungeduldig, sich ebenfalls in die Höhe zu stemmen. Nebeneinander rannten sie los.

Das Motorrad kam jetzt schnell näher. Offenbar hatte Net sie gesehen, denn sie beschleunigte nochmals. Der Motor der Harley brüllte auf. Sand wirbelte in einer Fontäne unter dem Hinterrad hervor, als Net dann versuchte zu bremsen. Sie schrie auf, als die Harley zu schlingern begann, und warf sich in den Sand. Die Maschine raste noch ein Stück weiter, dann stürzte auch sie in eine gewaltige Düne.

»Net!« Skudder war mit zwei, drei gewaltigen Sätzen bei der Wastelanderin und kniete neben ihr nieder. Net rührte sich nicht, aber Charity sah, wie Skudder erschrocken zusammenfuhr, als er sich über sie beugte.

»Was ist passiert?« rief sie. »Ist sie verletzt?«

Skudder antwortete nicht. Aber als Charity neben ihm ankam, hob er den Blick, und Charity sah, daß sein Gesicht bleich vor Schrecken war.

Und seine Hände, die er unter Nets Hinterkopf und Schultern geschoben hatte, voller Blut.

Zum ersten Mal überhaupt in seinem Leben empfand Kyle Ungeduld. Es war drei Minuten her, daß er das Motorrad angehalten hatte, um sich zu identifizieren; anderthalb, seit er der Dienerkreatur seine ID-Karte ausgehändigt hatte und die damit verschwunden war, um sie zu überprüfen — und das allein war schon etwas, was Kyle verwirrte. ID-Karten der ersten Klasse konnten nicht gefälscht werden — es gab keinen Grund, sie zu nehmen, um sich von ihrer Echtheit zu überzeugen. Aber der wußte auch, daß der Vierarmige dies nicht aus eigenem Antrieb tat — ganz einfach, weil eine Dienerkreatur nichts tat, was ihr nicht ausdrücklich befohlen werden konnte, und weil sie über die Gefühle, die für eine solche Handlungsweise Voraussetzung gewesen wären, gar nicht verfügte. Der Vierarmige war wenig mehr als ein Roboter, der eigentlich nur durch Zufall aus Fleisch und Blut bestand statt aus Metall.

Ungeduldig sah sich Kyle um, während er auf die Rückkehr des Vierarmigen wartete. Er befand sich in den Außenbezirken der Stadt

Denver, wenige Straßenzüge von seinem Ziel entfernt, und somit wenige Augenblicke von dem Moment, in dem er Captain Laird stellen und seinen Auftrag erfüllen würde; fast sechs Tage vor Ablauf der Frist, die ihm Daniel gesetzt hatte. Umso mehr ärgerte er sich über diese weitere Verzögerung.

Aber er wußte auch, daß er es nur seinen phantastischen Reaktionen und — (auch, wenn er das nicht gerne zugab) einer gehörigen Portion Glück zu verdanken hatte, daß er überhaupt noch lebte. Kaum einen halben Meter von der Stelle entfernt, an der seine Maschine zu Boden gestürzt war, war der Asphalt geschmolzen, und auch auf der Wand hinter ihm prangten zwei unregelmäßig geformte, glasierte Flecken — Spuren der Schüsse, die der Vierarmige auf ihn abgegeben hatte. Wahrscheinlich, überlegte Kyle zornig, lebte er nur noch, weil der Vierarmige ein so miserabler Schütze war.

Dabei hatte er eigentlich gar keinen Grund, zornig auf die Dienerkreatur zu sein — sein Ärger sollte viel mehr ihm selbst und seinem bodenlosen Leichtsinn gelten, in der Verkleidung eines Rebellen in eine Stadt hineinzufahren, in der die Regel der Hundert galt. Hätte er auch nur eine Minute über das nachgedacht, was er auf dem Weg zum und später im Versteck der Rebellen erfahren hatte, hätte er gewußt, daß diese Tarnung geradezu eine Herausforderung an die Vierarmigen darstellen mußte, ihn über den Haufen zu schießen. Der zweite, schwerwiegende Fehler, der ihm innerhalb kurzer Zeit unterlief. Alles, was Kyle sich selbst zugute halten konnte, war die Tatsache, daß er verwundet gewesen war, und zwar so schwer, daß der Regenerationsprozeß sein logisches Denkvermögen beeinträchtigte. Gleichzeitig spürte er, daß das nicht der einzige Grund war.

Vielleicht war es überhaupt nicht der Grund . . .

Er verscheuchte den Gedanken und ließ seinen Blick über die ausdruckslosen Insektengesichter der drei anderen Dienerkreaturen schweifen, die ihn von den Rücken ihrer Kampfkäfer herab beobachteten. Nicht einmal ihm gelang es, irgend etwas von diesen Gesichtern abzulesen, die im Grunde nicht mehr als Masken aus Horn und starrenden Facettenaugen waren. Aber er spürte die Feindseligkeit der Kreaturen. Hätte er nicht genau gewußt, daß es unmöglich war, dann hätte er geschworen, daß die Geschöpfe es bedauerten, ihn nicht töten zu dürfen.

Die Rückkehr der vierten Dienerkreatur hinderte Kyles Gedanken daran, noch weiter auf solch sonderbaren (und verbotenen) Wegen zu wandeln. Der Vierarmige kam mit raschen, staksenden Schritten heran, blieb dicht vor ihm stehen und deutete eine Verbeugung an. Eine seiner vier Hände reichte Kyle die ID-Karte, und als Kyle den schmalen Plastikstreifen wieder an sich nahm, fühlte er, daß seine Oberfläche warm war. Offensichtlich hatte der Vierarmige ihn mit Hilfe eines elektronischen Geräts abgetastet, um sich von seiner Echtheit zu überzeugen.

»Du kannst passieren«, sagte der Vierarmige mit einem klickenden, zischelnden Akzent. Er sprach sehr langsam, und Kyle spürte, wie schwer es ihm fiel, die ungewohnten Laute zu formen. Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sich der Sprache der Dienerkreaturen zu bedienen, um zu antworten, aber plötzlich empfand er eine sinnlose Freude daran, dem Geschöpf diese Mühe zumuten zu können. Der Gedanke verwirrte ihn, Trotzdem bediente er sich der Sprache dieser Welt, als er antwortete: »Wieso hast du den Ausweis überprüft? Du weißt, daß es unmöglich ist, ihn zu fälschen. Ich verliere wertvolle Zeit!«

Die Dienerkreatur zögerte einen Moment. Dann machte sie eine komplizierte, deutende Geste mit drei ihrer vier Arme. »Ein Befehl des Governors«, antwortete sie. »Alle Ausweise sind zweimal auf zwei verschiedene Arten zu überprüfen.«

»Auch der eines Megakriegers?«

»Der Befehl lautete ausdrücklich: alle Arten von Ausweisen.«

Kyle setzte zu einer zornigen Antwort an, zuckte aber dann nur mit den Schultern und verstaute den Ausweis wieder in dem Geheimfach seiner Jacke. Die Molekularstruktur des Streifens änderte sich, kaum daß er es getan hatte. Er wurde weicher, veränderte seine Farbe und Form. Selbst unter einem Röntgengerät hätte er jetzt ausgesehen wie ein Stück einfaches, bedeutungsloses Leder.

Nach einem letzten, fast zornigen Blick auf die vier Dienerkreaturen drehte sich Kyle herum, ging zu seinem Motorrad zurück und richtete es auf.

Er startete den Motor und fuhr los. Sein rechter Arm schmerzte. Er hatte ihn sich gebrochen, als er von der Maschine gestürzt war, und der Knochen war noch nicht wieder ganz zusammengewachsen. Unter normalen Umständen hätte es nur einer einzigen, bewußten

Anstrengung Kyles bedurft, diesen Defekt zu reparieren, aber die Regenerationsfähigkeit seines Körpers war in den letzten Stunden fast über die Maßen strapaziert worden. Kyle war sich der Tatsache, daß er um Haaresbreite dem Tod entgangen war, durchaus bewußt. Der Wirkungsgrad der Waffe, mit der Bart auf ihn gefeuert hatte, war weitaus höher gewesen, als er erwartet hatte; obwohl ihn der Energiestrahl nur gestreift hatte, wäre er fast gestorben. Wenn diese Waffe ein Produkt dieses Planeten war, dann mußte seine technische Entwicklung vor der Kolonisation bereits ein weitaus höheres Niveau erreicht haben, als der Anblick dieser verwüsteten Stadt und der primitiven Maschine, auf der er saß, vermuten ließen.

Kyle fuhr schneller, als er die Straße hinter sich gebracht hatte, in der die Vierarmigen warteten. Das dumpfe Röhren der Maschine war in den verlassenen Straßenschluchten überlaut zu hören, und Kyle war sich auch völlig darüber im klaren, daß er Aufsehen erregen mußte: in einer Stadt, in der die Regel der Hundert zur Anwendung kam, mußte ein Mann auffallen, der ganz offen die Straße überquerte.

Aber er versuchte jetzt auch gar nicht mehr, sich irgendwie zu tarnen. Ganz im Gegenteil — während er sich dem Häuserblock näherte, den der sterbende Rebell ihm beschrieben hatte, verwandelte sich sein Körper wieder in sein ursprüngliches Aussehen: das eines schlanken, dennoch sehr muskulösen Mannes schwer bestimmbaren Alters mit einem harten, aber nicht unsympathischen Gesicht, dunklen Augen und kurzgeschnittenem, schwarzem Haar. Aus der zerfetzten Shark-Kleidung wurde ein mattschwarzer, fast hauteng anliegender Anzug mit zahlreichen Taschen und Schlaufen, auf dessen Brust- und Rückenteil Kyle nach kurzem Zögern auch noch das grellrote Flammen-M Morons erscheinen ließ; womit seine Tarnung endgültig dahin war. Aber so lief er wenigstens nicht mehr Gefahr, von irgendeinem hirnlosen Insektenbastard aus dem Hinterhalt erschossen zu werden.

Nach wenigen Minuten erreichte er die Straße, in der das Haus der Shai-Priesterin lag. Kyle stellte das Motorrad ab und legte die letzten hundert Meter zu Fuß zurück, wobei er geschickt jeden Schatten als Deckung ausnutzte. In der Eingangshalle des Hauses blieb er stehen und lauschte sekundenlang.

Nichts.

Das Haus war still. Ganz schwach hörte er die verschiedenen

Geräusche der Bewohner, aber keiner dieser Laute war irgendwie besorgniserregend.

Kyle zog seine Waffe, sah sich sichernd nach allen Seiten um und veränderte die Struktur seiner Retina. Für normales, sichtbares Licht war er jetzt blind, dafür arbeiteten seine Augen jetzt besser als jede Infrarotkamera. Aus dem zersprungenen, staubbedeckten Mosaikboden der Halle wurde ein wirres Durcheinander verschieden hell leuchtender Wärmespuren, die vom Eingang zum Treppenhaus und zurück führten.

Kyle betrachtete diese Spuren eine ganze Weile, ehe er sein Sehvermögen wieder normalisierte. Er war ein wenig enttäuscht. Die Spuren waren gut sichtbar, und einige davon waren sehr frisch, noch keine Stunde alt — aber es waren einfach zu viele. Während der letzten Stunden mußten Dutzende von Leuten dieses Hauses betreten und wieder verlassen haben. Unmöglich festzustellen, ob Laird und die Rebellen noch hier waren.

Einen Moment lang sah er nachdenklich zum Treppenhaus hinüber, wandte sich dann um und ging statt dessen zu einem der Aufzüge. Seinem Zustand nach zu urteilen, funktionierte der Lift schon seit gut fünfzig Jahren nicht mehr. Die Kabine war abgerissen und lag als Trümmerhaufen anderthalb Stockwerke unter Kyle im Keller des Hauses, aber die Drahtseile, an denen der Korb einmal gehangen hatte, waren noch vorhanden. Kyle wechselte die Waffe von der rechten Hand in die linke, griff nach einem der rostigen Kabel und zog prüfend daran. Als er sicher war, daß es sein Gewicht tragen würde, schwang er sich mit einer entschlossenen Bewegung in den Liftschacht und kletterte zur ersten Etage hinauf.

Seine Vorsicht erwies sich als überflüssig. Niemand hielt sich in diesem Stockwerk auf, das spürte er, kaum daß er den Liftschacht verlassen und sich wieder aufgerichtet hatte. Trotzdem bewegte er sich lautlos weiter und blieb vor der Wohnung der Priesterin noch einmal stehen und lauschte. Die Wahrscheinlichkeit, daß Laird eine Falle zurückgelassen hatte, war verschwindend gering, aber er durfte sie nicht außer acht lassen.

Behutsam öffnete er die Tür und lauschte abermals. Nichts. Die Wohnung war verlassen.

Aber Kyle spürte, daß darin etwas geschehen war, noch bevor er sie betrat. Seine hypersensiblen Sinne nahmen Schweißgeruch wahr, und die typische Ausstrahlung von Menschen, die Angst hatten oder

extremem Streß ausgesetzt waren. Und noch etwas: In diesem Zimmer war eine Explosivwaffe abgefeuert worden.

Kyle schloß die Tür hinter sich, schob die Waffe wieder unter seinen Gürtel und sah sich rasch und sehr aufmerksam um.

Seine Vermutung bestätigte sich. In der Wand neben der Tür waren die Einschlaglöcher mindestens eines Dutzends kleiner Geschosse. Um den dunklen Fleck neben der Tür zu identifizieren, hätte er kein Megamann sein müssen. Rasch ließ er sich in die Hocke, streckte die Hand nach dem Blutfleck aus und tastete mit den Fingerspitzen darüber.

Das Blut war bereits trocken, aber noch nicht sehr alt. Eine Stunde, schätzte Kyle; allerhöchstens. Er hatte Laird verfehlt, aber das machte nicht. Er wußte, daß Laird und die anderen zu Fuß unterwegs waren.

Aber wer hatte hier geschossen und warum? Es konnte wichtig sein, dies herauszufinden, ehe er Laird weiter verfolgte.

Kyle brauchte fünf Minuten, um die aus nur zwei Zimmern und einer primitiven Hygienezelle bestehende Wohnung zu durchsuchen. Er fand nichts Auffälliges, aber dafür fand er eine ganze Menge von Dingen nicht, die eigentlich hätten dasein müssen: der Kleiderschrank im angrenzenden Schlafraum war offensichtlich durchwühlt worden, mehrere Bügel waren leer. Kyle wußte nicht, was Laird und die Rebellen mitgenommen hatten, aber er hatte das sichere Gefühl, daß es sich lohnte, noch ein paar Minuten zu opfern, um es herauszufinden.

Als er ins Wohnzimmer zurückkam, fiel sein Blick auf den kleinen Transmitter neben der Tür. Es war ein primitives Gerät mit nur geringer Reichweite, aber es erfüllte seinen Zweck, und es war noch in Betrieb. Kyle schraubte die Kunststoffverkleidung ab, warf sie achtlos beiseite und fuhr mit den Fingerspitzen über das Gewirr von einfachen Chips. Auf der Vorderseite des Apparates begann ein winziges grünes Lämpchen in einem ganz bestimmten Rhythmus zu blinken. Jemand hatte den Alarmknopf gedrückt, den Notruf aber vor Ablauf der Sperrfrist wieder zurückgenommen. Doch Kyle brauchte noch mehr Informationen über die Besitzerin dieser Wohnung.

Abermals huschten seine Finger über das Innenleben des Transmitters. Diesmal dauerte es länger, bis er mit seiner Arbeit fertig war, aber danach erfüllte das kleine Gerät eine Aufgabe, die

seine frühere Besitzerin vor Staunen hätte erstarren lassen.

Kyle setzte das Chassis sorgsam wieder ein und drückte einen Knopf. Ein Teil der mattschwarzen Kunststoffoberfläche färbte sich silbern und füllte sich Sekunden darauf mit weißem Rauschen. Kyles Finger tippten einen bestimmten Code in die Zwölfer-Tastatur des Transmitters. Das statische Rauschen verschwand und machte dem Flammen->M< Morons Platz.

Selbst Kyle war überrascht, wie schnell die Verbindung zustande kam. Der Code, den er eingegeben hatte, hatte die höchste Priorität, aber Daniel war immerhin Governor eines ganzen Planeten und somit ein Mann, der ziemlich beschäftigt sein mußte. Um so mehr verwunderte es Kyle, wie schnell er auf den Anruf reagierte. Auf dem winzigen Bildschirm erschien das Gesicht Daniels, des Mannes, den Charity Laird als Lieutenant Stone kannte.

»Kyle!« Daniel sah mehr erfreut als überrascht aus. »Ich hätte nicht gedacht, daß du dich so früh meldest! Ich nehme an, du hast Captain Laird gefaßt?«

»Noch nicht«, antwortete Kyle. »Aber ihr Vorsprung beträgt nur noch eine Stunde.«

»Worauf wartest du dann?« fragte Daniel ärgerlich. »Verfolge sie und bring sie zu mir. Du kennst deinen Auftrag!«

»Ich brauche ein paar Informationen«, antwortete Kyle.

Daniels Gesicht verdunkelte sich vor Zorn, was zu Kyles Einschätzung seines Charakters paßte — er war kein besonders geduldiger Mann. »Was für Informationen?«

»Ich befinde mich in der Wohnung einer Shait-Priesterin«, antwortete Kyle. »Die Nummer ihres Transmitters ist Denver-sieben fünf sieben-Alpha-neun zehn.«

Daniel machte eine Handbewegung zu jemandem, der sich außerhalb des Kamerabereichs aufhielt, ehe er sich wieder an Kyle wandte. Seine Ungeduld war jetzt nicht mehr zu übersehen. »Du bekommst ein komplettes Dossier«, sagte er, »in drei Minuten. Aber warum?«

»Captain Laird war hier«, sagte Kyle. »Es gibt Kampfspuren. Einige Kleider und andere Dinge sind verschwunden. Ich muß wissen, wer diese Frau ist, die hier lebt.«

»Eine Shait-Priesterin?« Daniels Augen verengten sich. »Es gibt ein Shaitaan in der Nähe von Denver, nicht wahr?« fragte er.

Kyle nickte.

»Ich verstehe«, sagte Daniel. »Du vermutest, Laird könnte einen Angriff auf das Shaitaan planen. Aber so verrückt ist nicht einmal sie. Es wäre Selbstmord.«

»Ich fürchte, Sie unterschätzen Captain Laird und ihre Verbündeten«, sagte Kyle. »Einem ihrer Männer wäre es fast gelungen, mich zu töten. Sie hätten mich informieren müssen, daß die Rebellen über Hochleistungswaffen verfügen.«

Daniel sah für einen Moment betroffen aus, dann rettete er sich in ein nervöses, wenig überzeugendes Lachen. »Ich dachte, ihr Megamänner seid unverwundbar«, sagte er.

Kyle antwortete überhaupt nicht darauf. Daniels Spott ärgerte ihn, und das wiederum irritierte ihn. Er fügte dieses Gefühl der immer länger werdenden Liste von Fragen hinzu, die er nach Beendigung seines Auftrags klären würde. Irgend etwas war nicht mit ihm in Ordnung, seit er diesen Planeten betreten hatte.

»Die Informationen, um die du mich gebeten hast«, sagte Daniel.

Sein Gesicht verschwand vom Bildschirm. An seiner Stelle erschien das Dossier der Shait-Priesterin, der diese Wohnung gehörte.

Kyle brauchte knapp zwei Minuten, um das über vierzig Seiten lange Dossier zu lesen. Als er fertig war, war das ungute Gefühl in ihm echter Besorgnis gewichen.

»Bist du jetzt schlauer?« fragte Daniel spöttisch.

Kyle nickte knapp. »Die Priesterin ist die Schwester einer Eingeborenen, die sich in Lairds Begleitung befindet«, sagte er.

»Und?« Auch Daniel wirkte mit einemmal sehr aufmerksam.

»Ihr Kind wurde erwählt«, fuhr Kyle fort. »Sie floh. Offensichtlich halfen ihr Laird und einige Sharks bei der Flucht. Dabei wurden drei Dienerkreaturen getötet, aber auch das Kind.«

»Und jetzt tauchen sie in der Wohnung einer Shait-Priesterin wieder auf«, sagte Daniel nachdenklich. »Verdammt, was bedeutet das?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Kyle. »Wenn die Kampfspuren bedeuten, daß die Priesterin tot ist, handelt es sich um einen puren Racheakt . . .«

»Unsinn!« schnappte Daniel. »Nicht bei Charity Laird!«

». . . sollte die Priesterin allerdings noch leben und sich in Lairds Begleitung befinden«, fuhr Kyle unbeirrt fort, »dann müssen wir ernsthaft mit einem Angriff auf das Shaitaan rechnen.«

»Das ist absoluter Unsinn«, entgegnete Daniel zornig. »Warum sollte Laird wohl . . .« Er brach ab, und Kyle konnte selbst auf dem winzigen Bildschirm erkennen, wie sein Gesicht alle Farbe verlor.

»Der Transmitter!«

Kyle sah ihn fragend an.

»Sie muß erfahren haben, daß es eine Transmitterverbindung nach New York gibt!« sagte Daniel aufgeregt. »Natürlich — das ist die einzige Erklärung! Sie ... sie will hierher!«

»Nach New York?« fragte Kyle zweifelnd. »Aber warum?«

»Weil ich hier bin, du Idiot!« schrie Daniel. »Begreifst du denn nicht? Sie will mich!«

»Sie? Aber . . .«

Kyle verstummte mitten im Wort, als er begriff, was Daniel ihm soeben unbeabsichtigt verraten hatte.

»Sie?« sagte er noch einmal. »Jetzt verstehe ich. Es handelt sich um eine persönliche Angelegenheit zwischen Laird und Ihnen!«

Daniel antwortete nicht.

»Sie haben einen Megakrieger angefordert, um persönliche Rache zu üben?« fuhr Kyle fassungslos fort.

»Keine Rache«, antwortete Daniel. »Sie wird mich töten, wenn sie die Gelegenheit dazu findet, Kyle.«

»Das berechtigt Sie nicht . . .«

»Wozu ich berechtigt bin und wozu nicht«, unterbrach ihn Daniel kalt, »das entscheidest nicht du.«

»Das ist richtig«, antwortete Kyle. »Aber ich werde diese Information weiterleiten. Sie werden sich an anderer Stelle für Ihr Verhalten zu verantworten haben.«

»Sicher«, sagte Daniel wütend. »Tu das ruhig. Aber zuerst erfüllst du deinen Auftrag.«

Nets Verletzung erwies sich als weniger schwer, als es im ersten Moment den Anschein gehabt hatte. Sie hatte ein paar Hautabschürfungen und Prellungen, und beim Sturz vom Motorrad hatte sie sich eine heftig blutende Platzwunde am Hinterkopf zugezogen, die nicht besonders gefährlich war. Aber nachdem Skudder und Charity die junge Wastelanderin in den Schatten eines Felsens getragen hatten und Charity sie etwas gründlicher untersuchte, entdeckte sie etwas, was sie zutiefst erschreckte:

Über ihrer rechten Hüfte war der Stoff ihrer Bluse verkohlt, die Haut darunter war dunkelrot und blasig, entlang einer bleistiftdünnen, geraden Linie, die sich fast zehn Zentimeter weit über ihre Seite zog. Es war nicht einmal der Anblick der Wunde selbst, der Charity so erschreckte — sie war sicherlich sehr schmerzhaft, aber kaum gefährlich.

Es war das, was sie bedeutete.

Die dunkelrote Spur auf Nets Haut war die Brandspur eines Laserschusses.

»Was ist das?« fragte Kent, obwohl er so gut wie Charity und Skudder wußte, was die Verbrennung an Nets Hüfte bedeutete.

»Das finden wir bestimmt nicht heraus, wenn wir hier herumstehen«, sagte Gurk. »Ich werde mir die Wunde ansehen.«

Charity zögerte, aber Skudder schien größeres Vertrauen in die Fähigkeiten des Gnoms zu setzen — er stand auf und machte eine entsprechende Geste zu Charity und Kent, ebenfalls Platz zu machen. Der Zwerg kniete neben der Wastelanderin nieder, beugte sich über die Wunde und begann, dann sich mit seinen dürren Greisenhänden an ihrem Hals und ihren Schläfen zu schaffen zu machen. Und tatsächlich öffnete Net nach nur wenigen Momenten stöhnend die Augen.

»Seht ihr?« sagte Gurk feixend. »So macht man das!«

Charity verzichtete auf eine Antwort. Statt dessen löste sie die Wasserflasche von ihrem Gürtel, kniete wieder neben Net nieder und hob vorsichtig ihren Kopf an. Net stöhnte vor Schmerz, blickte sie aber dankbar an und trank mit großen, gierigen Schlucken.

»Besser?« fragte Charity.

Net nickte. Ihre Augen glänzten fiebrig, und durch den dünnen Stoff ihrer Bluse hindurch konnte Charity spüren, daß sie am ganzen Körper zitterte.

»Danke«, flüsterte sie.

»Was ist passiert?« fragte Kent ungeduldig. »Wieso hast du die Basis verlassen? Was ist mit Arson und den anderen?«

»Sie sind tot«, antwortete Net.

»Tot?« Kent richtete sich kerzengerade auf.

»Ich ... glaube es wenigstens«, sagte Net. »Wenn ... wenn ein paar überlebt haben, dann nicht viele. Er hat ... wie ein Berserker gewütet.«

»Er?« Kent beugte sich erregt vor. »Wovon sprichst du? Was ist passiert? Haben die Reiter . . .«

»Keine Reiter«, unterbrach ihn Net. Ihr Blick flackerte, als bereite ihr allein die Erinnerung an das, was sie erlebt hatte, noch einmal Todesangst.

»Wer zum Teufel war es dann?« schnappte Kent. »Rede endlich!«

Charity machte eine besänftigende Geste. »Bitte, Kent!« An

Net gewandt fuhr sie fort: »Was ist passiert? Erzähl einfach der Reihe nach?«

»Ihr müßt weg!« sagte Net. Plötzlich schwang ein hörbarer Unterton von Panik in ihrer Stimme mit. »Er kann jeden Moment hier sein! Flieht!«

»Immer mit der Ruhe«, antwortete Charity. »Ganz egal, was passiert ist, auf die paar Augenblicke kommt es jetzt auch nicht mehr an.«

Trotz dieser Worte richtete sie sich ein wenig auf und wandte sich an Gurk. »Geh auf einen der Hügel und halt die Augen auf, okay?« bat sie. Zu ihrer Überraschung verzichtete Gurk diesmal völlig darauf, irgendeine unpassende Bemerkung zu machen, sondern drehte sich gehorsam um und ging, nachdem er sich Skudders Fernglas ausgeliehen hatte.

»Also?«

»Wir sind angegriffen worden«, begann Net. »Es war … ein einzelner Mann. Er hat Bart getötet und Arson und alle, die in der Zentrale waren. Ich bin liegengeblieben und habe mich tot gestellt, und deshalb hat er mich übersehen, aber ich habe Kampfgeräusche gehört . . .«

»Ein einzelner Mann, sagst du?« Der Zweifel in Skudders Stimme war nicht zu überhören.

Net nickte. »Er sah so harmlos aus«, sagte sie. »Ich … ich hatte fast Mitleid mit ihm, als Arson ihn gebracht hat . . .«

Sie begann mit leiser, aber gefaßter Stimme zu erzählen, was geschehen war. Niemand unterbrach sie, aber Charity warf dann und wann einen Blick zu den anderen, und ihr entging keineswegs der immer stärker werdende Ausdruck von Sorge auf Skudders Gesicht.

Es dauerte gute zehn Minuten, bis Net mit ihrem Bericht zu Ende gekommen war. Sie hatte sich erholt, während sie sprach; jetzt saß sie wieder aus eigener Kraft zwischen Charity und Skudder, und ihr Gesicht war nur noch vor Angst blaß, nicht mehr vor Schwäche.

»Und das alles soll ein einzelner Mann getan haben?« sagte Charity noch einmal, als Net nicht weitersprach.

»Ich glaube ihr«, sagte Skudder. Charity sah ihn fragend an, und der Shark fuhr fort: »Ich habe von diesen Megakriegern gehört. Sie sind eine Art künstlich gezüchteter Supermenschen — irrsinnig schnell und fast unverwundbar.«

»Das stimmt«, sagte Net. »Ich … ich habe nicht einmal gesehen, wie er Bart angesprungen hat. Bart hat ihn mit dem Laser getroffen, aber es hat ihm nichts ausgemacht.«

Niemand sagte etwas. Skudders Gesicht war plötzlich wie Stein, und auch Charity spürte eine Mischung aus Zorn und Trauer, als sie an den breitschultrigen Shark mit dem grüngefärbten Haar dachte. Bart und sie hatten sich nicht lange genug gekannt, um wirklich Freunde werden zu können, aber sie hatte den gutmütigen Riesen, der sich so darin gefiel, den Grobian zu spielen, irgendwie gemocht. Und für Skudder war er ein Freund gewesen; einer der ganz wenigen, die er je gehabt hatte.

»Und wo ist er jetzt?« fragte sie.

»Ich vermute, er sucht euch«, antwortete Net. »Er hat eines der Motorräder genommen und ist in die Stadt gefahren.«

»Es ist eine Stunde her, sagst du?« fragte Skudder.

Net nickte. »Ungefähr. Ich weiß nicht, wie lange ich unterwegs war.«

»Das heißt, daß er jetzt schon in Angellicas Wohnung ist«, fuhr Skudder grimmig fort. »Wenn er nicht aufgehalten wurde, dann weiß er jetzt bestimmt schon, was passiert ist.«

»Ein Grund mehr, keine weitere Zeit zu verlieren«, fügte Kent hinzu. »Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es.«

»Schaffen wir was!« fragte Skudder betont.

»In die Basis zurückzugehen«, antwortete Kent fast zornig.

»Und wozu?« fragte Skudder.

»Wozu?« Kent sog hörbar die Luft ein. »Meine Freunde sind dort!« fuhr er wütend fort. »Vielleicht interessiert dich das Schicksal deiner Freunde ja nicht, aber ich muß mich um meine Leute kümmern! Möglicherweise lebt ja noch einer von ihnen und braucht Hilfe. Außerdem können wir uns dort viel besser verteidigen als hier.«

»Unsinn!« sagte Skudder scharf. »Du hast gehört, was Net erzählt. Er wird uns ebenso töten wie Bart und deine Kameraden, wenn er uns stellt. Wir . . .«

»Kent hat recht, Skudder«, unterbrach ihn Charity. »Wir müssen zurück.«

»Das ist Selbstmord!« protestierte Skudder. »Was glaubst du, wie lange es dauert, bis er zwei und zwei zusammenzählt und darauf kommt, was wir getan haben? Er ist in spätestens einer Stunde wieder in der Basis!«

»Ich sage ja nicht, daß wir dort auf ihn warten sollen«, antwortete Charity, so ruhig sie konnte. »Aber wir brauchen Fahrzeuge,

Verpflegung ... unsere ganze Ausrüstung ist im Lager der Rebellen. Was glaubst du, wie lange du vor ihm fliehen kannst — zu Fuß?«

»Ich habe Barts Laser mitgebracht«, sagte Net. »Er hängt am Motorrad. Ich hätte auch die anderen Waffen mitbringen sollen, aber ich hatte Angst.«

»Dann warten wir hier auf ihn und schießen ihn über den Haufen, sobald er auftaucht«, sagte Skudder.

»Bart hat ihn getroffen, Skudder«, sagte Net ruhig. »Er ist nicht einmal langsamer geworden.«

»Du mußt dich irren«, sagte Charity verwirrt. »Bart hatte eine Waffe aus der Bunkerstation.«

Niedergeschlagen richtete sich Charity auf und entfernte sich ein paar Schritte von den anderen. Sie spürte eine Mischung aus Schrecken, Verzweiflung und hilflosem Zorn. Dabei brauchte sie im Moment nichts dringender als einen klaren Kopf. Ihre Lage war — vorsichtig ausgedrückt — verzweifelt.

Unschlüssig sah sie sich um. In drei Richtungen erstreckte sich das monotone Auf und Ab der Wüste, nur im Osten erhob sich ein bizarrer, riesiger Schatten, dessen Silhouette mit der Dämmerung zu verschmelzen begann. Das Shaitaan. Fast ohne ihr Zutun tasten ihre Finger über Angellicas Kette, die sie sich umgehängt hatte. Sie —

»Jemand kommt!« rief Gurk von der Höhe seines Ausgucks herab.

Charity fuhr wie von der Tarantel gestochen herum und rannte los.

Trotzdem war Skudder wieder einmal schneller. Als Charity neben dem Gnom ankam, hatte er ihn bereits erreicht und das Fernglas wieder an sich gerissen.

»Wer ist das?« fragte Charity atemlos.

Skudder antwortete nicht gleich, sondern blickte Sekundenlang gebannt durch den Feldstecher — und gab das Glas dann nicht an Charity weiter, sondern an Net, die ebenso wie Kent und Lydia mittlerweile neben ihnen angelangt war. Net blickte nur kurz hindurch und fuhr so erschrocken zusammen, daß sich ihre Antwort fast erübrigte.

»Das ist er«, sagte sie. »Hier!«

Mit zitternden Fingern reichte sie das Glas weiter.

Charity veränderte den Vergrößerungsfaktor des elektronischen Feldstechers, und aus dem schwarzen Punkt wurde eine

zerschrammte Harley-Davidson, in deren Sattel eine hochgewachsene, dunkelhaarige Gestalt saß. Charity konnte ihr Gesicht nicht erkennen, aber das war auch nicht nötig: der Mann trug einen einteiligen, mattschwarzen Kampfanzug, auf dessen Brust ein flammendrotes >M< prangte.

»Hol mir den Laser«, bat sie.

Sie hörte, wie Net aufstand und sich mit schnellen Schritten entfernte, setzte das Glas aber nicht ab. Der Megamann fuhr sehr schnell und mit einer Geschicklichkeit, die selbst Skudder und seine Sharks vor Neid hätte erblassen lassen. Aber eigentlich sah er gar nicht gefährlich aus, dachte Charity. Im Gegenteil — sein Aufzug war geradezu lächerlich.

Und da war noch etwas — aber das fiel ihr erst nach einigen weiteren Sekunden auf.

»Er ist nicht verletzt«, sagte sie.

»Vielleicht war es nur ein Streifschuß«, vermutete Skudder.

Charity schüttelte den Kopf. »Nein. Net muß sich täuschen. Sein Anzug hat nicht die kleinste Schramme. Wahrscheinlich hat Bart doch danebengeschossen.«

Net kam zurück und reichte ihr Barts Lasergewehr. Charity warf einen flüchtigen Blick auf die Ladekontrolle — die Batterien waren noch zu gut siebzig Prozent gefüllt —, stellte die Waffe auf feinste Bündelung und gleichzeitig höchste Energieabgabe ein und blickte durch die vergrößernde Zieloptik,

Es dauerte einen Moment, bis sie den Motorradfahrer wiederfand. Er war erschreckend schnell näher gekommen in den wenigen Augenblicken, die sie ihn nicht beobachtet hatte.

»Laß dir Zeit«, sagte Skudder leise.

Charity nickte. Ihr Finger näherte sich dem Auslöser, berührte ihn aber noch nicht. Wenn auch nur ein Teil dessen stimmte, was Net erzählt hatte, dann hatte sie nur diesen einen Schuß. Sie zielte sehr sorgfältig, setzte die Waffe noch einmal ab, fuhr sich mit den Händen über die Augen und zielte noch einmal.

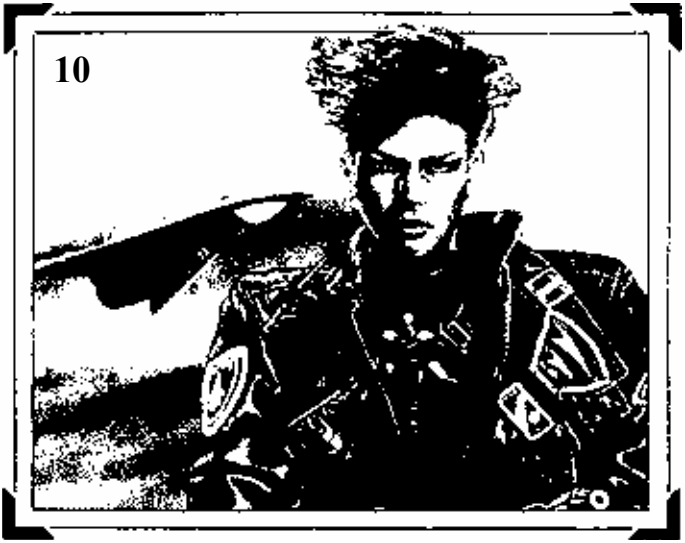
Ein nadeldünner, unerträglich greller Blitz zuckte aus dem grünen Kristall am Ende des Lasers, und das Motorrad samt seinem Fahrer verschwand in einer orangeroten Feuerkugel, die plötzlich wie aus dem Nichts über der Wüste aufflammte.

Charity schloß geblendet die Augen, zählte in Gedanken bis fünf und blickte dann abermals durch die Optik der Waffe.

Wo das Motorrad gewesen war, kochte der Sand. Rotglühende Metalltrümmer bedeckten den Boden in weitem Umkreis, und ein Stück dahinter lag eine dunkle Gestalt, aus der kleine Flammen leckten. Seltsamerweise verschafft e es Charity keine Befriedigung, ihren Gegner getötet zu haben. Nicht einmal Erleichterung. Ganz egal, was er getan hatte und auf welcher Seite er stand — der Mann dort drüben war ein Mensch gewesen, kein Insektenmonster von den Sternen.

Wortlos stand sie auf, sicherte den Laser und drehte sich um.

»Megamann!« sagte Gurk spöttisch. »Ha!«



Schmerz. Agonie. Angst. Noch nie zuvor im Leben hatte Kyle solche Qualen ausgestanden. Seine Erinnerungen waren ausgelöscht, fort, zu schwarzer Schlacke verbrannt wie sein Körper.

Er wußte nicht mehr, wer er war. Was er war. Wo er war. Kyles Denken war auf einen winzigen, weißglühenden Punkt im Nichts zusammengeschrumpft, eine grell lodernde Sonne, die nur aus Schmerz und unvorstellbarer Qual bestand und in der nur Platz für Angst und Agonie war — und den Wunsch zu sterben.

Aber er starb nicht. Sein Körper war schlimmer verletzt worden als jemals zuvor. Er war verbrannt worden, mit unvorstellbarer Wucht gegen die Felsen geschleudert und von rotglühenden Trümmerstücken durchbohrt, von brennendem Benzin und kochender Lava übersät, aber er lebte noch.

Er lernte im wahrsten Sinne des Wortes die Hölle kennen, schritt durch die Flammen des Hades und torkelte durch das Fegefeuer, aber irgendwo in seinem Körper, der kaum noch mehr war als ein zuckender Plasmaklumpen, war noch Leben.

Zellen veränderten sich. Verbranntes Gewebe begann sich zu

regenerieren, Nerven und Muskeln, die nicht mehr da waren, wuchsen mit phantastischer Schnelligkeit nach, Knochen begannen sich neu zu bilden.

Selbst Kyles Schöpfer wären wahrscheinlich erstaunt gewesen, hätten sie mit angesehen, wie perfekt der künstlich stimulierte Regenerationsmechanismus seines Körpers arbeitete.

Stunden vergingen, die für Kyle zu Ewigkeiten wurden. Die Nacht brach herein, und mit ihr eine grausame Kälte, die seinem verstümmelten Körper neue, unerträgliche Schmerzen zufügte. Kyle hätte geschrien, hätte er es gekonnt, und er hätte sich selbst getötet, wäre er dazu in der Lage gewesen.

Charity duckte sich instinktiv, als die nächste Explosion die Nacht zerriß. Ein grellweißer Feuerball verwandelte die Wüste in Bruchteile von Sekunden in ein bizarres Schwarzweißbild voller harter Schatten und Linien, und kaum eine Sekunde später rollte der krachende Donner der Detonation über die Hügel. Statt des grellen Glutballes erhellte jetzt der zuckende Schein von Flammen die Nacht. In dem flackernden, gelben und roten Licht waren die rasenden Flugscheiben am Himmel nur schemenhaft zu erkennen, wie Ungeheuer aus einem Alptraum, die aus dem Nichts kamen, ihre grellen Flammenblitze auf die Erde schleuderten und wieder ins Nichts verschwanden, lautlos wie Gespenster und hundertmal tödlicher.

Charity ließ sich vorsichtig zu Boden sinken, wandte sich um und kroch auf Knien und Ellbogen zu den anderen zurück, die in einem Spalt zwischen zwei Felsen Schutz gesucht hatten. Der Platz war viel zu eng für fünf Personen, aber es war das einzige Versteck in weitem Umkreis gewesen, das ihnen auch Schutz vor einer Entdeckung aus der Luft gewährte. Charity zweifelte keine Sekunde daran, daß die fliegenden Killer dort oben nicht nur mit Waffen, sondern auch mit allen nur denkbaren Beobachtungs- und Ortungsgeräten ausgerüstet waren.

Erst als sie den sicheren Schutz der Felsen erreicht hatte, wagte sie es, sich aufzurichten und wieder Atem zu holen. Die Luft in ihrer Kehle war heiß. Sie waren fast zwei Meilen vom Eingang des unterirdischen Rebellenverstecks entfernt, und trotzdem spürten sie die Hitze der Explosionen so stark, als stünden sie unmittelbar daneben.

Kent starrte sie an. Er sagte nichts, aber Charity sah die verzweifelte Hoffnung in seinen Augen. Auch sie schwieg, und ihr Kopfschütteln war nur angedeutet. Trotzdem wandte sich Kent mit einem Ruck um. Dort drüben lebte niemand mehr. Selbst, wenn ein paar von Kents Freunden den Angriff des Megamannes überlebt haben sollten — den Hagel aus Laserschüssen und Bomben, den Daniels Drohnen seit gut zwanzig Minuten auf die Anlage abfeuerten, konnte niemand überstehen.

Sie hatten wieder einmal Glück gehabt, überlegte Charity. Sie waren knapp zwei Meilen vom getarnten Eingang der unterirdischen Anlage entfernt gewesen, als die ersten Flugscheiben am Himmel auftauchten; und wahrscheinlich verdankten sie es nur der Programmierung der robotgesteuerten Drohnen, daß sie überhaupt noch lebten. In den ersten fünf Minuten hatten die Drohnen die geheime Basis der Rebellen nach allen Regeln der Kunst zusammengebombt. Erst danach waren sie ausgeschwärmt, um auch die nähere Umgebung nach Überlebenden abzusuchen. Hätten sie sofort mit einem Flächenbombardement begonnen, hätten sie keine Chance gehabt.

Charity tastete nach der Wasserflasche an ihrem Gürtel. Ihre Kehle brannte von der trockenen Hitze, die sie eingeatmet hatte. Aber sie widerstand der Versuchung zu trinken. Keiner von ihnen konnte voraussagen, wie lange sie in diesem Versteck bleiben mußten oder wann sie wieder Wasser fanden.

»Sieht so aus, als hätten wir den Burschen ein bißchen zu spät erledigt«, sagte Gurk plötzlich.

Skudder und Lydia reagierten überhaupt nicht. Kent sah den Gnom aus brennenden Augen an, während Charity einen Moment brauchte, um zu begreifen, was er damit meinte.

»Den Megamann?«

Gurk nickte. »Er muß gemeldet haben, wo das Rebellenversteck liegt.«

»Das glaube ich nicht«, sagte Skudder plötzlich.

»Wieso?« Kents Stimme klang scharf, fast feindselig, aber der hochgewachsene Hopi-Indianer ließ sich davon nicht im geringsten beeindrucken. »Weil sie dann schon viel früher zugeschlagen hätten«, antwortete er ungerührt. Mit einer Kopfbewegung deutete er auf das Inferno, in das die Drohnen das Rebellenversteck verwandelt hatten. »Wenn ihr mich fragt, dann haben sie schon

immer gewußt, wo dieses Versteck liegt.«

»Was für ein Unsinn!« protestierte Kent. Er schrie fast. Seine Hände zitterten. Skudder wollte etwas erwidern, aber Charity warf ihm einen raschen, beschwörenden Blick zu und schüttelte fast unmerklich den Kopf. Skudder verstand und schwieg.

Dabei wußten sie alle — Kent eingeschlossen —, daß Skudder nur zu recht hatte. Wahrscheinlich ging auf diesem Planeten so gut wie nichts vor sich, von dem die Invasoren nicht wußten. Aber bisher waren Kents Rebellen keine Gefahr gewesen, ganz einfach, weil sie keine wirklichen Rebellen gewesen waren, sondern im Grunde nur große Kinder, die ein bißchen Krieg spielten, es aber nicht wagten, wirklich etwas zu unternehmen.

Dafür sorgte schon die Regel der Hundert, dachte Charity bitter. Vielleicht war das, was sie gerade erlebten, die Antwort auf Angellicas Tod.

Und als hätte er ihre Gedanken gelesen, wandte Kent den Kopf und starrte Lydia an. »Das ... das ist deine Schuld«, sagte er. »Das wäre nicht passiert, wenn du nicht . . .«

»Das reicht«, unterbrach ihn Charity scharf. Kent wollte auffahren, aber sie blickte ihn so wütend an, daß er verstummte.

»Es spielt wirklich keine Rolle, warum sie es tun«, sagte sie bestimmt. »Wenn wir jetzt anfangen, uns gegenseitig fertigzumachen, dann hat Daniel schon gewonnen.«

»Das hat er doch sowieso schon!« schnappte Kent. »Verdammt, was glaubst du, wie lange wir noch leben? Wo willst du denn hin?« Er deutete auf die brennende Ebene dicht vor ihnen, fuhr hoch und stieß sich schmerzhaft den Kopf an den Felsen über sich. Aber er verzog nicht einmal das Gesicht. »Was denkst du, wie weit wir kommen, zu Fuß und ohne Wasser? In die Stadt können wir nicht zurück, und durch die Wüste sind es zweihundert Meilen bis zum nächsten Ort! Ganz davon abgesehen, daß es spätestens morgen früh hier von Reitern wimmeln wird.«

Charity sah ihn gleichermaßen erschrocken wie fragend an, und auf Kents Gesicht breitete sich ein triumphierendes, böses Grinsen aus.

»Er hat recht«, sagte Lydia. Es waren die ersten Worte, die sie seit Stunden sprach. Charity hatte nicht geglaubt, daß Lydia überhaupt registrierte, was rings um sie herum vor sich ging. »Sie kommen immer, wenn die Drohnen irgend etwas angegriffen

haben.«

»Ein Grund mehr, von hier zu verschwinden«, sagte Gurk.

»Und wie?« Skudder deutete zornig auf die rasenden Schemen am Himmel. Das Feuer ließ allmählich nach, aber immer wieder stieß einer der kleinen runden Gleiter auf die brennenden Ruinen oder auch auf die Wüste herab und gab eine kurze Salve aus seinen Lasern ab. »Die Dinger schießen auf alles, was sich bewegt!«

»Es sind nur vier Stück«, antwortete Gurk patzig. »Wir könnten sie abschießen!«

»Damit fünf Minuten später vierhundert von ihnen hier auftauchen, ja?« sagte Skudder. »Du bist ja verrückt, Zwerg!«

»Hast du vielleicht eine bessere Idee, Bohnenstange?« gab Gurk giftig zurück.

»Hört auf, euch zu streiten«, befahl Charity knapp. Sie konnten nicht hier bleiben und einfach abwarten, was geschah. Aber sie konnten auch nicht weg. Selbst, wenn sie es gegen jede Logik schaffen sollten, den Drohnen zu entkommen — es gab nichts, wohin sie fliehen konnten.

Das hieß — fast nichts, dachte Charity.

Ihr Blick suchte den verschwommenen Schatten des Shaitaan. Das titanische Bauwerk war viel zu weit entfernt, um in der Nacht noch sichtbar zu sein, aber dann und wann brach sich ein Lichtreflex auf den metallenen Türmen, so daß sie wie Schemen aus dem Nichts auftauchten und wieder verschwanden. Charity versuchte die Entfernung bis zum Bauwerk zu schätzen. Es gelang ihr nicht. Es konnten fünf Meilen sein, ebenso gut aber auch fünfzig. Sie wußte ja nicht einmal, wie groß dieses Monstrum von Gebäude war.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Gurk plötzlich. Charity sah auf und wurde sich erst jetzt der Tatsache bewußt, daß nicht nur Gurk, sondern auch die drei anderen sie anstarrten. »Es ist unmöglich.«

»Das ist es nicht«, sagte Lydia. »Es sind nur vier oder fünf Meilen bis zum Rand der Todeszone. Wenn wir es bis dahin schaffen, können wir einen Gleiter herbeirufen.«

»Ah ja«, sagte Gurk spöttisch. »Und dann?«

»Es gibt kaum Wachen im Shaitaan«, antwortete Lydia. »Es ist ein heiliger Ort. Niemand würde es wagen, ihn zu freveln.«

»Und dann?« sagte Gurk spöttisch. »Wollen wir zu fünft das Shaitaan stürmen und eine eigene Republik ausrufen?«

»Unsinn«, antwortete Charity scharf. »Ich habe nicht vor, in

dieses Ding zu gehen.« Ihre Hand tastete nach dem Anhänger an ihrem Hals. »Aber vielleicht können wir einen der Gleiter kapern. Die Dinger sind schnell. Ehe sie merken, was wir tun, sind wir schon hundert Meilen entfernt.«

»Oder in Atome zerschossen«, fügte Gurk hinzu. »Wir . . .«

»Kannst du so ein Ding fliegen oder nicht?« unterbrach in Charity.

Gurk zögerte. Vor ein paar Stunden, überlegte Charity, hätte er wahrscheinlich noch nein gesagt. Aber seit dem Zwischenfall in Angellicas Wohnung wußten sie alle, daß er weitaus mehr von der Technik der Invasoren verstand, als er zugegeben hatte. Nach ein paar Sekunden nickte er widerwillig.

»Wir brauchen ein Kind«, sagte Lydia plötzlich.

»Ein Kind?« wiederholte Charity überrascht.

»Es ist die Aufgabe der Priesterinnen, Kinder in den Tempel zu bringen«, erinnerte Lydia. »Und der einzige Grund, aus dem selbst sie das Shaitaan betreten dürfen.«

»Wo zum Teufel sollen wir jetzt ein Kind herbekommen?« fragte Charity. »Sollen wir vielleicht eins stehlen?«

»Ein Säugling wäre ideal«, erwiderte Lydia. »Aber manchmal nehmen sie auch ältere Kinder. Nicht oft, aber es kommt vor.«

Charity blinzelte verständnislos — und dann lächelte sie plötzlich, als ihr Blick dem Lydias folgte.

»O nein«, sagte Gurk. »Bestimmt nicht!«

Charity Lächeln wurde noch ein wenig breiter, und plötzlich begann auch Skudder zu grinsen, und Gurk sagte noch einmal und noch energischer:

»Ganz bestimmt nicht!«

Irgendwann, tief in der Nacht, öffnete der Megamann die Augen und richtete sich auf. Schmerz war in ihm, ein abgrundtiefer Schmerz. Fast wäre er vernichtet worden. Doch er lebte. Seine Augen funktionierten noch, seine Arme, seine Beine. Dumpf spürte er, wie die Kraft in seinen geschundenen Körper zurückfloß. Er hatte eine Aufgabe, daran erinnerte er sich wieder mit Deutlichkeit. Er mußte Charity Laird finden und stellen. Nichts sonst zählte. Er machte einen Schritt und dann wieder einen. Die Schmerzen in ihm wallten zurück. Er würde sie finden — und wenn es ihn sein Leben

kostete, aber noch durfte er nicht sterben.

Kyle sah, wo er sich befand. In der Wüste, Dunkelheit und Schwärze um ihn, und doch mußte es Spuren geben, und er würde sie finden. Charity Laird mußte glauben, daß er tot sei. Vielleicht würde sie unvorsichtig und leichtsinnig werden. Dann würde er um so eher zuschlagen können.

»Das ist völliger Irrsinn!« kreischte Gurk. »Sie werden keine zehn Sekunden darauf herein fallen!«

»Das brauchen sie auch nicht«, antwortete Charity. »Es reicht völlig, wenn sie das Ding landen. Alles andere erledigen wir damit.« Sie ließ die Hand auf die Waffe an ihrer Seite fallen und lächelte so zuversichtlich, wie sie nur konnte. Ihr Plan wies ungefähr so viele Löcher auf wie ein Fischernetz. Gurk hatte völlig recht — was war Wahnsinn. Aber sie hatten keine andere Wahl mehr.

Gurks Antwort drang nur unverständlich unter dem gewaltigen Strohhut hervor, den sie ihm aufgesetzt hatten, um seinen Riesenschädel wenigstens notdürftig zu verbergen. Der Gnom wäre wahrscheinlich noch viel wütender gewesen, hätte er auch nur geahnt, wie lächerlich er in der Verkleidung aussah, die Charity und Net aus Resten von Angellicas Kleidungsstücken zusammengebastelt hatten. Selbst Charity mußte mit Gewalt ein Grinsen unterdrücken. Sie konnte nur hoffen, daß Lydia recht hatte und sich an Bord des Gleiters, der sie abholen würde, wirklich keine Menschen befanden. Ein Insektenkrieger von Moron würde vielleicht auf die Verkleidung herein fallen. Ein Mensch nicht.

»Okay«, sagte sie. »Geht in Deckung.«

Net, Kent und Skudder verschwanden wortlos zwischen den Felsen, während Lydia neben Gurk Aufstellung nahm und nach seiner Hand griff. Sie trug jetzt die gleiche Art von Kleidung wie Charity — ein buntbesticktes, rot und schwarz und golden glitzerndes Gewand, das ihre Gestalt bis zu den Knöcheln verbarg. Ihr Gesicht lag im Schatten einer spitzen Kapuze, und ihre Hände steckten in ellbogenlangen Handschuhen aus einem feinen Goldgewebe. Es war eines der beiden Zeremoniengewänder, die sie aus Angellicas Kleiderschrank mitgenommen hatten, so wie auch die beiden armlangen Stäbe aus goldglänzendem Metall zur Ausrüstung der Shait-Priesterin gehört hatten.

Charity fühlte sich nicht wohl in dieser Kleidung. Sie kam sich auf ihre Weise ebenso lächerlich vor wie Gurk. Aber sie glaubte mittlerweile zu begreifen, warum die Kleider und Uniformen, die die Invasoren ihren menschlichen Hilfstruppen zur Verfügung stellten, allesamt aussahen, als stammten sie aus einem billigen Science-Fiction-Film der sechziger Jahre: weil sie genau daher kamen. Schwarzes Lackleder und Roben aus Gold — primitiv, aber eindrucksvoll. Lieutenant Stone war wirklich ein guter Ratgeber gewesen.

Fast widerwillig griff sie nach Gurks anderer Hand und hielt sie fest, wodurch er nun vollends wie ein Kind aussah, das die beiden Frauen zwischen sich führten. Mit der anderen Hand tastete sie nach dem schweren goldglänzenden Anhänger an ihrem Hals, zögerte noch eine Sekunde — und drückte entschlossen auf den Edelstein, der darin eingelassen war. Sie spürte, wie der künstliche Rubin ein wenig nachgab und fühlbar einrastete. Irgendwo dort drüben in dem bizarren Gebäude würde jetzt eine Lampe aufleuchten.

Die Zeit schien stehenzubleiben. Lydia hatte ihr gesagt, daß es nicht lange dauern würde — eine kleine Flotte von Gleitern stand immer bereit, um auf den Ruf einer Shait-Priesterin zu reagieren —, und für die fliegenden Scheiben waren die fünf Meilen über die Todeszone nur ein Katzensprung. Aber Zeit war relativ, und Charity schössen allein in den nächsten zwei Minuten mindestens zweihundert Gründe durch den Kopf, aus denen ihr Plan gar nicht funktionieren konnte. Aber es gab jetzt kein Zurück mehr.

»Sie kommen«, sagte Gurk plötzlich.

Charity sah auf, aber es dauerte noch Sekunden, bis auch sie den winzigen blitzenden Punkt gewahrte, der sich von einem der Spiraltürme gelöst hatte und sich in ihre Richtung bewegte. Ihr Herz schlug schneller.

»Das ist jetzt die letzte Chance«, maulte Gurk. »Noch können wir abhauen. Wenn ihr vernünftig seid, dann . . .«

»Halt die Klappe«, unterbrach ihn Charity.

»Hmpf!« machte Gurk, schwieg aber gehorsam.

Der Gleiter kam rasend schnell näher. Wie fast alle Fahrzeuge der Invasoren glich er einer Scheibe, aber er war größer als die meisten Gleiter, und über seine Basis zog sich ein goldglänzender, gezackter Kamm, rechts und links davon befanden sich zwei Sichtluken aus geschwärztem Glas. Auf den ersten Blick sah das

Ding aus wie der Schädel eines stählernen Drachen.

Der Gleiter wurde langsamer und schien zur Landung anzusetzen, schwenkte aber dann plötzlich ab und flog einen weit ausholenden, niedrigen Kreis über den Felsen. Charity fuhr erschrocken zusammen.

»Was tut er da?« flüsterte sie.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Lydia ebenso leise. »Normalerweise landen sie sofort.«

»Er sucht eine gute Schußposition«, giftete Gurk. »Ich habe doch gleich gesagt, das ist Irrsinn!«

Wahrscheinlich hatte er sogar recht, dachte Charity. Aber wenn, dann kam diese Einsicht ein wenig zu spät.

Die Flugscheibe hatte ihren Kreis vollendet und begann jetzt langsam zu sinken. Charity sah eine flüchtige Bewegung hinter den abgedunkelten Scheiben, und fast im gleichen Moment fielen ihr auch die beiden kurzen, in mattschimmernden Kristallen endenden Rohre auf, die rechts und links auf der Flug-Scheibe zu sehen waren. Der Gleiter war mit gefährlichen Waffen ausgerüstet.

Mit schier unerträglicher Langsamkeit sank der Gleiter tiefer. Seine abgeflachte Unterseite berührte den Boden. Sand wirbelte auf. Charity griff instinktiv nach ihrer Kapuze, und auch Gurk riß seine Hand los und hielt hastig seinen Strohhut fest. Ein Kind mit dem Gesicht eines Hundertjährigen hätte wohl nicht einmal einen Moroni überzeugt.

Als sich der Sturm legte, war die Scheibe gelandet. Eine schmale Tür öffnete sich summend, und die bizarre Gestalt einer Ameise erschien in der Öffnung. Sie machte keine Anstalten, aus dem Gefährt herauszukommen.

»Los«, flüsterte Lydia. »Ihr tut nichts. Kommt einfach mit.«

»Wahnsinn«, flüsterte Gurk. »Das ist das . . .«

Charity verstärkte den Druck ihrer Hand auf Gurks Finger ein wenig, und der Rest dessen, was Gurk hatte sagen wollen, ging in einem schmerzhaften Stöhnen unter.

Die Ameise trat ein Stück beiseite, um sie eintreten zu lassen, aber Charity glaubte das Mißtrauen in ihren schimmernden Facettenaugen fast körperlich zu spüren. Es konnte einfach nicht gutgehen.

Und natürlich ging es auch nicht gut.

Die Kreatur ließ Lydia anstandslos passieren, aber als Gurk den

Gleiter betreten wollte, hob sie zwei ihrer vier Arme und machte eine abgehackte, befehlende Geste. Der dritte Arm hing lose an seiner Seite, während sich seine vierte Hand wie zufällig dem Griff einer der vier Strahlenwaffen näherte, die in seinem Gürtel steckten. Ein pfeifender, klackender Laut erscholl.

»Was will er?« fragte Charity.

Lydia antwortete mit einem Geräusch, das dem der Ameise ähnelte, ehe sie sich zu Charity umwandte. »Er fragt, wer das ist«, sagte sie. »Ich glaube, er will sein Gesicht sehen.«

»Das habe ich befürchtet«, sagte Charity seufzend. »Sag ihm, ich hätte eine Sondervollmacht.«

Lydia blickte sie überrascht an, drehte sich aber gehorsam zu dem Moroni um und gab wieder eine Reihe dieser unverständlichen, pfeifenden Laute von sich. Ganz am Rande ihres Bewußtseins nahm sich Charity vor, Lydia zu fragen, wieso sie die Sprache der Invasoren beherrschte.

»Er will ihn sehen«, sagte Lydia.

»Sicherlich. Einen Augenblick, bitte.« Charity ließ Gurks Hand los, griff unter ihr Gewand und zog die Mini-MP aus dem Halfter. Sie beging nicht den Fehler, die Waffe unter der Robe hervorzuziehen, denn sie wußte, wie irrsinnig schnell die Vierarmigen waren.

»Warte«, sagte Lydia plötzlich. »Du . . .«

Charity drückte ab. In der rechten Seite ihres goldenen Gewandes entstand ein Dutzend rauchender winziger Löcher mit verkohlten Rädern, und im gleichen Sekundenbruchteil schlugen Funken aus dem Brustpanzer des Vierarmigen. Die Kreatur kreischte vor Schrecken und Schmerz, torkelte mit einer grotesken Bewegung zurück und prallte gegen die Wand. Gurk sprang mit einem kreischenden Schrei zur Seite und duckte sich, als einige der Geschosse als heulende Querschläger von den Wänden abprallten.

Charity zog in aller Ruhe ihre Waffe unter dem Gewand hervor und beugte sich über den Insektenkrieger.

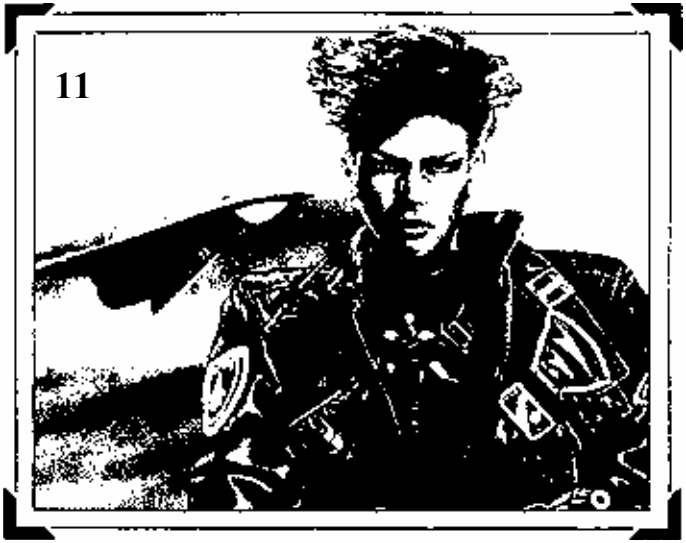
»Paß auf!« schrie Lydia. »Da ist noch einer!«

Eine schwarze Gestalt erschien in der Schleusentür, und ein schrilles, unglaublich durchdringendes Pfeifen erscholl. Instinktiv warf sie sich zur Seite und versuchte ihre Waffe hochzureißen, aber diesmal kam ihre Bewegung zu spät.

Der Vierarmige versuchte nicht, auf sie zu schießen.

Wahrscheinlich wußte er, daß er sich selbst umgebracht hätte, hätte er in dem winzigen Raum eine Energiewaffe abgefeuert. Statt dessen warf er sich mit seinem ganzen Körpergewicht auf sie.

Charity hatte das Gefühl, von einer Dampfwalze getroffen zu werden. Der Moroni war zwei Köpfe größer als sie und dabei so spindeldürr, daß er schon fast wieder lächerlich aussah — aber in seinen wirbelnden Spinnengliedern steckte die fürchterliche Kraft eines Insekts. Ihr Arm wurde zur Seite geschleudert. Die MP flog davon und prallte klirrend gegen die Wand, und dann schlössen sich die vier Arme des Ameisenkriegers mit unvorstellbarer Kraft um ihren Körper, um sie zu zerquetschen.



Kyles Schritte waren geschmeidiger geworden. Er hatte Captain Lairds Spur mehrmals verloren, sie aber immer wiedergefunden, und jetzt spürte er, daß er ihr ganz nahe war.

Was in Kyle vorging, hatte kaum noch etwas mit den fast computerhaften Denkvorgängen eines Megamannes zu tun. Er dachte nicht wirklich. Seit seinem Erwachen waren Stunden vergangen, und er hatte Meilen um Meilen zurückgelegt, aber es waren nur noch Instinkte, die ihn weitertrieben, und dieser eine, glasklare Befehl, der wie mit flammenden Lettern in sein Gehirn eingebrannt war und alles andere bedeutungslos machte:

Er mußte Laird finden und lebend zu Daniel bringen.

Allmählich, nach diesem beinahe vernichtenden Schlag, erlangte Kyle die Kontrolle über seinen Körper zurück, und er wußte, daß es allenfalls noch Stunden dauern würde, bis er wieder im Vollbesitz seiner Kräfte war: aber mit seinen Erinnerungen stimmte etwas nicht.

Da war so viel, worauf er sich nicht besann. Ein Großteil seines Lebens, das er geführt hatte, bevor ihn der Laserstrahl traf, war einfach fortgewischt. Dafür waren Bilder da, die nicht dorthin gehörten: Erinnerungen von sonderbar unwirklicher, bizarrer Art, die nur aus einem Alptraum stammen konnten und trotzdem erschreckend realistisch schienen. Erinnerungen an Orte, an denen er niemals gewesen war. Gesichter von Menschen, die er niemals gesehen hatte. Und Schmerz — das war die intensivste Erinnerung: die an eine schier unvorstellbare Qual, noch schlimmer als das, was er während der Nacht durchgestanden hatte. Aber all diese Gefühle und Erinnerungen überkamen ihn immer nur für Augenblicke. Den weitaus größten Teil der Nacht hatte er in einem dumpfen Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachsein verbracht.

Kyle blieb stehen, veränderte die Brennweite seiner Augen ein wenig, um sich vor der grellen Sonnenstrahlung zu schützen, und spähte nach Osten. In einigen Meilen Entfernung erhob sich das Gewirr von Türmen und Erkern des Shaitaan, und davor die monotone braune Sandebene der Todeszone. Laird befand sich irgendwo zwischen ihm und der Grenze dieses Gebietes. Aber er wußte nicht, wo. So weit sein Blick reichte, sah er nur zerborstene Felsen und braune, gleichmäßig geformte Sanddünen. Das Leichentuch dieser Welt. Alles, was von ihrer einst blühenden Zivilisation übriggeblieben war.

Was waren das für Gedanken?

Kyle war verwirrt. Er spürte, wie sich der Nebel aus Fieber und dumpfen, fast tierischen Instinkten in seinem Kopf ein wenig lichtete, aber an seiner Stelle erwachte nicht nur sein gewohntes, logisches Denken, sondern auch eine Vielfalt verwirrender und erschreckender Gefühle. Der Anblick dieser verbrannten Ebene erfüllte ihn mit Zorn, ohne daß er auch nur wußte, warum.

Er verscheuchte den Gedanken und versuchte, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Die Richtung, in der Laird geflohen war, ließ nur einen einzigen logischen Schluß zu, so unwahrscheinlich er Kyle auch anmutete: Daniel hatte recht gehabt. Laird und die anderen versuchten tatsächlich, in das Shaitaan einzudringen, um an die Transmitterverbindung nach New York zu gelangen. Ihre Lage mußte schlichtweg aussichtslos sein, wenn sie zu einem so verzweifelten Ausweg griff.

Kyle überprüfte sorgfältig seine Waffe, ehe er weiterging. Der kleine Strahler hatte die Explosion wie durch ein Wunder überstanden, aber er war beschädigt: die Ladekontrolle zeigte nur noch knappe acht Prozent der normalen Leistung an, und darunter flackerte ein winziges, rotes Licht: möglich, daß ihm das Ding in der Hand explodierte, wenn er versuchte, es abzufeuern.

Er schob die Waffe zurück und wollte weitergehen, als er etwas sah, was ihn abermals mitten im Schritt verharren ließ: Von einem der Türme des Shaitaan kam ein Gleiter mit hoher Geschwindigkeit näher.

Kyle rannte los. Es konnte kein Zufall sein. Er wußte jetzt, wie Laird in das Shaitaan gelangen wollte. Kyle war sich nicht ganz sicher, ob er ihre Kaltblütigkeit nur bewundern oder sich über ihre Dummheit ärgern sollte. Bildete sie sich wirklich ein, eine gestohlene Robe und ein erbeuteter Sender wären genug, um die Besatzung des Gleiters zu täuschen? Das war lächerlich — und unter Umständen tödlich. Die Wachmannschaften des Shaitaan hatten sehr eindeutige Befehle. Sie würden die Verkleidung durchschauen und Laird und all ihre Begleiter töten, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Und das durfte nicht geschehen. Sein Auftrag lautete, sie unter allen Umständen lebend zu Daniel zu bringen.

Kyle lief so schnell, er konnte — aber natürlich nicht schnell genug. Der Gleiter kam näher und begann zu sinken. Hastig errechnete Kyle den Punkt, an dem der Gleiter den Boden berühren würde; gute anderthalb Meilen vor ihm und somit selbst bei seiner Geschwindigkeit viel zu weit, um Laird noch rechtzeitig zu erreichen. Er beschloß, seine Tarnung zumindest zum Teil aufzugeben und somit das Risiko einzugehen, von Laird oder einem ihrer Begleiter entdeckt zu werden. Blitzartig wechselte er die Richtung und rannte eine Sanddüne hinauf. Der Gleiter raste noch eine Sekunde weiter in steilem Winkel dem Boden entgegen, machte eine plötzliche Wendung und schoß fast im Sturzflug auf Kyle zu, als seine Besatzung den winkenden Mann auf dem Hügelkamm bemerkte.

Hastig zog sich Kyle in den Schutz der Düne zurück. Für eine Sekunde hatte er Laird gesehen — jedenfalls vermutete er, daß eine der drei Gestalten am Rande der Todeszone Captain Laird sein mußte. Und mit ein wenig Glück war er selbst unentdeckt geblieben.

Kyle blickte an sich herab. Wie sein Körper hatte sich auch sein Chamäleonanzug wenigstens zum Teil regeneriert. Der schwarze, halb synthetische, halb lebendige Stoff hing noch immer in Fetzen, und hier und da waren große, häßlich verkohlte Flecken, die nie wieder heilen würden — aber das flammendrote >M< auf Brust und Rücken der Montur war deutlich zu sehen. Kyle konnte nur hoffen, daß auch der Impulsgeber in der Molekularstruktur des Anzuges noch funktionierte. Wenn der Gleiter herankam und sein Bordcomputer nicht das vereinbarte Signal auffing, dann würde er zu Asche verbrannt werden, noch ehe er Gelegenheit fand, seinen Fehler zu bereuen.

Der Gleiter raste heran, legte sich in eine irrsinnig schnelle Linkskurve und stieß wie ein Raubvogel aus Stahl und Glas auf Kyle herab. Die Abstrahlkristalle der beiden schweren Bordlaser begannen in einem drohenden Rot zu leuchten — und erloschen.

Kyle atmete erleichtert auf, als der Gleiter sekundenlang völlig reglos über ihm schwebte. Schattenhaft konnte er die Bewegung der beiden Dienerkreaturen hinter den Sichtscheiben erkennen. Entweder funktionierte der Sender in seinem Anzug noch, oder die beiden Geschöpfe hatten das rote >M< auf seinem Anzug gesehen und waren jetzt unschlüssig, was sie tun sollten.

Kyles Hand tastete nach einem Schalter auf den verkohlten Resten seines Gürtels und drückte ihn. In dem winzigen Empfänger in seinem rechten Ohr knackte es hörbar. Der Sender arbeitete noch.

Aber die erhoffte Reaktion blieb aus. Vielleicht empfing die Besatzung des Gleiters seinen Ruf gar nicht, oder er war nicht mehr in der Lage, ihre Antwort zu empfangen.

Kyle verschwendete keine Zeit damit, diesen Umstand zu bedauern. Statt dessen hob er abermals die Arme und gab der Besatzung des Gleiters in der Zeichensprache zu verstehen, daß alles in Ordnung war. Der Gleiter schwebte eine weitere Sekunde reglos über ihm, gewann dann wieder rasch an Höhe und flog zurück.

Kyle rannte weiter. Er hatte nur Sekunden gewonnen. Die Besatzung des Gleiters würde so auf den Anblick Lairds reagieren, wie ihre Befehle lauteten — und durch den Ausfall des Senders hatte er keine Möglichkeit, ihr andere Befehle zu erteilen. Kyle stürmte zwischen den Dünen entlang und rannte einen weiteren Hügel hinauf.

Er war noch eine knappe Dreiviertelmeile von Laird und den beiden anderen entfernt, als der Gleiter landete. Keine Chance mehr, rechtzeitig dort zu sein, um ihr auch nur eine Warnung zuzurufen.

Aber es gab etwas anderes, was er tun konnte.

Der Anprall des Insektenkriegers schleuderte sie beide aus dem Gleiter. Charity fühlte sich von den Füßen gerissen und hilflos durch die Luft gewirbelt, dann überschlugen sich Himmel und Erde vor ihren Augen, und sie prallte auf.

Es war pures Glück, daß ihr nicht schon der Sturz sämtliche Knochen im Leib brach — aber der Insektenkrieger wollte sie nun endgültig unschädlich machen. Seine dürren, horngepanzerten Arme schlossen sich mit entsetzlicher Kraft um Charitys Oberkörper und preßten ihr die Luft aus den Lungen. Sie wollte schreien, aber sie konnte es nicht. Ein rasender Schmerz brachte sie fast um den Verstand. Sie spürte, wie eine ihrer Rippen unter dem unbarmherzigen Druck nachgab und brach. Rote Schlieren tauchten vor ihren Augen auf, und in ihrem Mund war plötzlich der Geschmack von Blut. Aus den Augenwinkeln registrierte sie immerhin, wie sich Gurk und Lydia gleichzeitig auf den Insektenkrieger warfen und versuchten, ihn von ihr herunterzuzerren oder wenigstens seinen Griff zu lockern. Aber das Monster verstärkte den mörderischen Druck auf ihre Rippen und ihre Wirbelsäule noch.

Der Tod, auf den sie wartete, kam nicht. Plötzlich schien die ganze Welt in einem grausam hellen, weißen Licht aufzuflammen, als ein Energiestrahl ihr Gesicht um Zentimeter verfehlte und sich mit tödlicher Präzision in den Schädel des Moroni bohrte. Das Wesen starb ohne einen Laut. Der entsetzliche Würgegriff seiner vier Arme lockerte sich, und mit einemmal war es nur noch ein schlaffes, totes Gewicht, das Charity niederdrückte.

Trotzdem waren Lydias und Gurks vereinte Kräfte nötig, um das tote Rieseninsekt von ihr herunterzuzerren.

Charity rang verzweifelt nach Luft. Ihre Lungen brannten, als versuche sie Säure einzuatmen, und ihre gebrochene Rippe sandte Wellen unerträglichen Schmerzes in ihren Körper. Für wenige Augenblicke verlor sie das Bewußtsein.

Skudder und Kent knieten neben ihr, als sich die roten Schleier vor ihren Augen wieder lichteten. Irgendwo erscholl ein schrilles,

wütendes Kreischen, und genau in dem Moment, in dem Charity die Augen aufschlug, hob Skudder Barts Strahlengewehr und gab einen weiteren Schuß auf ein Ziel im Inneren der Flugscheibe ab. Eine dumpfe Explosion erscholl. Flammen und schwarzer Rauch drangen aus der offenstehenden Schleuse des Gleiters.

»Schnell!« rief Lydia. »Das Ding hat eine Notautomatik! Es startet, sobald es angegriffen wird!«

Skudder und Kent spurteten gemeinsam los, während Charity vergeblich versuchte, auf die Füße zu kommen. Alles drehte sich um sie. Sie versuchte einen Schritt zu machen, fiel auf die Knie herab und griff dankbar nach Lydias Hand. Ihr Mund war noch immer voller Blut, und die Schmerzen in ihren Rippen wurden noch heftiger. Mehr von Net, Lydia und Gurk getragen als aus eigener Kraft, erreichte sie die Schleuse des Fluggleiters und sank stöhnend gegen die Wand.

Der Boden unter ihren Füßen begann zu zittern. Ein dumpfes, immer mächtiger werdendes Grollen erklang, und fast im gleichen Moment begann sich das äußere Schleusentor zu schließen; nicht besonders schnell, aber unerbittlich. Eine Sekunde später begann sich auch die innere Schleusentür zu bewegen.

Net und Lydia zerrten Charity weiter, und diesmal schafften sie es wirklich nur um Haaresbreite: die Schleusentür sauste wie ein stählernes Schafott an ihrem Rücken vorbei und rastete ein. Charity taumelte einen Schritt nach vorne, ließ Nets Hand los und wäre beinahe über einen dritten toten Insektenkrieger gestolpert.

»Alles okay mit dir?« fragte Net.

»Ja«, antwortete Charity und schüttelte den Kopf. Sie bekam kaum Luft. Etwas, das sich wie ein Glassplitter anfühlte, steckte in ihren Lungen und machte jeden Atemzug zu einer Qual. Trotzdem ignorierte sie Nets hilfreich ausgestreckte Hand und wankte mit zusammengebissenen Zähnen weiter.

Der Raum, in dem sie sich befanden, war angesichts der Größe der Flugscheibe überraschend klein. Durch die beiden dreieckigen Sichtscheiben im Bug erkannte Charity, daß die Scheibe entgegen Lydias Befürchtungen noch nicht gestartet war — aber das dumpfe Dröhnen unter ihren Füßen wurde immer durchdringender. Sie hatten höchstens noch Sekunden. Und für einen winzigen Augenblick glaubte sie zu sehen, wie . . .

Aber das war unmöglich. Charity gestattete sich nicht einmal,

den Gedanken zu Ende zu denken.

»Gurk!« Charity deutete auf die fremdartigen Kontrollinstrumente und Skalen auf dem hufeisenförmigen Pult vor den beiden Fenstern. »Sieh zu, daß du das Ding unter Kontrolle bekommst! Schnell!«

Ihre Worte wären nicht einmal nötig gewesen. Der Zwerg hatte sich bereits seines Strohhutes entledigt und kämpfte fluchend mit einer Stoffbahn, in die sich sein rechter Arm verwickelt hatte. Skudder sprang wortlos neben ihn, zog sein Messer und schnitt das Gewebe kurzerhand entzwei, während er Gurk gleichzeitig mit der freien Hand auf den Pilotensessel der Scheibe bugsierte. Gurk blieb ungefähr eine Sekunde lang darauf sitzen; genau so lange, wie Skudder und er brauchten, um zu begreifen, daß der Sessel auf die Proportionen eines zwei Meter großen Moroni zugeschnitten war — Gurks Arme waren viel zu kurz, um die Instrumente auch nur zu erreichen. Fluchend sprang er wieder auf, stellte sich auf die Zehenspitzen und begann in einer unbekannten, zwitschernden Sprache vor sich hinzumurmeln, während seine Finger über Tasten und Schalter strichen.

»Wie geht es dir?«

Es dauerte fast eine Sekunde, bis Charity überhaupt begriff, daß es Skudder war, der diese Frage gestellt hatte. Woher nahm er nur den Nerv, in diesem Moment daran zu denken? Trotzdem lächelte sie dankbar und antwortete: »Gut. Wenigstens lebe ich noch. Das war ein verdammt guter Schuß.« Sie berührte mit der flachen Hand ihre Wange, auf der sie noch immer die Hitze des Lasers zu spüren glaubte. Hätte sie genau in den Laserblitz hineingesehen, dann wäre sie jetzt vermutlich blind.

Skudder sah sie verwirrt an. »Was für ein Schuß?«

»Der, mit dem du . . .« Charity brach verwirrt ab und blickte auf den Gammalaser, den Skudder noch immer über der Schulter trug. Und erst jetzt begriff sie, daß der Strahl, der den Moroni getötet hatte, weiß gewesen war. Gammastrahllaser verwendeten kohärentes grünes Licht. Trotzdem fuhr sie fort: ». . . mit dem du die Ameise von mir heruntergeschossen hast.«

»Das habe ich nicht«, antwortete Skudder. »Ich ... ich dachte, das wäre Lydia gewesen. Oder der Gnom.«

»Nicht?« vergewisserte sich Charity verstört. »Du hast nicht auf ihn geschossen?«

»Aus hundert Metern Entfernung?« fragte Skudder. »Wofür hältst du mich?«

»Aber wenn ... wenn du es nicht warst«, murmelte Charity, »wer war es dann?«

Fragend sah sie Kent an, aber der junge Rebell schüttelte nur den Kopf und hob seine Maschinenpistole. Skudder war der einzige von ihnen, der eine Strahlenwaffe hatte.

»Vielleicht klären wir diese Frage später!« sagte Gurk plötzlich. »Falls sie dann noch jemanden interessiert.« Er rutschte von der Instrumentenkonsole herunter und stieß einen Laut aus, der eine Mischung aus einem enttäuschten Seufzer und Entsetzensschrei war.

»Was ist los?« fragte Charity erschrocken. »Kannst du das Ding fliegen oder nicht?«

»Das ... das kann niemand«, sagte Gurk düster.

»Was soll das heißen?« Kent war mit einem Schritt bei ihm und packte ihn so grob an der Schulter, daß der Gnom vor Schmerz aufschrie. Skudder spannte sich, aber Kent ließ den Gnom bereits wieder los, ehe er eingreifen mußte.

»Ich denke, du kannst mit so einem Ding umgehen!« sagte Kent aufgebracht.

»Das kann ich auch!« antwortete Gurk zornig. »Aber nicht mit diesem hier! Niemand kann das! Es ... es hat keine Steuerung!«

»Und was ist das da?« Kent deutete anklagend auf das Durcheinander von Zeigern, Bildschirmen und fremdartig beschrifteten Skalen auf dem Pult.

»Das sind nur Überwachungsgeräte«, sagte Gurk. »Das Ding hat keine Steuerung, glaubt mir. Es ... es muß ferngelenkt sein!« Plötzlich fuhr er herum. »Nichts wie raus hier!«

Und als wäre sein Schrei ein Stichwort gewesen, startete der Gleiter in genau diesem Moment.

Die Beschleunigung war unvorstellbar. Der Gleiter wurde regelrecht in die Luft katapultiert, und Charity und die anderen wurden wie von Hammerschlägen getroffen und zu Boden geschleudert. Vor den Sichtluken begannen Himmel und Erde einen irrsinnigen Tanz aufzuführen, als das Fahrzeug rasend schnell in die Höhe stieg und gleichzeitig nach links abkippte.

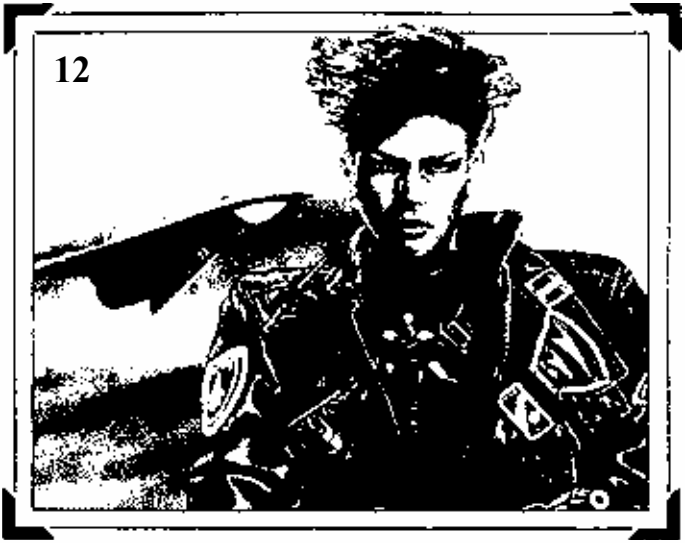
Charity wartete mit angehaltenem Atem, bis der irrsinnige Beschleunigungsdruck allmählich nachließ und sie nicht mehr das Gefühl hatte, von der Faust eines Riesen genüßlich in den

Eisenboden hineingestampft zu werden. Ihre gebrochene Rippe schmerzte noch heftiger, und sie mußte bei jedem Atemzug einen Schrei unterdrücken.

Und trotzdem vergaß sie all das, als sie sich hochstemmte und ihr Blick die Fenster traf.

Die Landschaft hatte aufgehört, Purzelbäume vor den Sichtluken zu schlagen. In den beiden dreieckigen Fenstern war jetzt nur noch das Shaitaan zu sehen.

Und es kam rasend schnell näher.



Der Raum war sehr groß — die Wände aus rostzerfressenem Eisen verbargen sich hinter schweren Tapeten aus Seide und anderen, kostbaren Stoffen. Hier und da hingen Bilder. Das Mobiliar hätte eher in ein Museum oder eines der großen Schlösser Europas gepaßt als in den obersten Turm eines Shaitaan. Genaugenommen stammten die Möbel auch aus Palästen, so wie die Bilder aus den ehemals wertvollsten Kunstsammlungen dieses Planeten gestohlen worden waren.

Daniel hatte dieses Zimmer nach seinem persönlichen Geschmack eingerichtet. Er hatte auf keine Kosten Rücksicht nehmen müssen — immerhin standen ihm die Schätze eines ganzen Planeten und eine riesige Dienerschar zur Verfügung. Das Zimmer glich zwei oder drei Dutzend anderen Räumen, die es in verschiedenen Gebäuden und an verschiedenen Orten dieser Welt gab, und eigentlich hätte er sich hier wohl fühlen müssen.

Das Gegenteil war der Fall. Daniel fühlte sich nicht wohl. Er fühlte sich sogar ganz und gar unwohl, und das mit gutem Grund.

Es war ein Fehler gewesen, den Megamann anzufordern, um Captain Laird unschädlich zu machen — und so, wie die Dinge sich entwickelt hatten, sogar überflüssig. Kyle war zu einem Problem geworden, und nicht erst seit seinem Anruf aus Angelicas Wohnung. Daniel war sich durchaus darüber im klaren, daß seine Herrschaft über diesen Planeten auf tönernen Füßen stand. Die Herren Morons waren großzügig, so lange ihre Untergebenen zu ihrer Zufriedenheit arbeiteten — aber das Wort Vergebung gehörte nicht zu ihrem Vokabular.

Unruhig stand Daniel auf und begann in der Suite umherzugehen. Seine Gedanken überschlugen sich. Er hatte einen Fehler gemacht. Er durfte jetzt keinen zweiten begehen und sich damit womöglich sein eigenes Grab schaufeln. Wie die meisten Governore hatte Daniel wenig Erfahrung im Umgang mit Megakriegern. In den letzten Stunden hatte er mit schmerzhafter Deutlichkeit zu begreifen begonnen, daß er den so harmlos aussehenden jungen Mann unterschätzt hatte. Kyle war mehr als eine menschliche Kampfmaschine. Er besaß darüber hinaus einen messerscharfen Verstand, und er war durchaus in der Lage, ihn nicht nur zur Erfüllung seines Auftrages einzusetzen. Der Megamann hatte Dinge gesehen, die Daniel lieber für sich behalten hätte.

Ein leises Summen drang in seine Gedanken und ließ Daniel abrupt stehenbleiben. Er drehte sich um, blickte die geschlossene Tür einen Moment lang fast irritiert an und sagte dann leise: »Ja?«

Das Schott glitt auf, und eine Ameise betrat den Raum. Für einen kurzen Moment erhaschte Daniel einen Blick auf eine andere, sehr viel weniger prachtvolle Welt als die, die er sich selbst hier geschaffen hatte: Hinter der Tür lag ein schmaler, kaum beleuchteter Gang, dessen Wände im dunklen Rot von verrostetem Eisen schimmerten. Das Shaitaan war ein gigantisches Bauwerk, vielleicht eines der größten, das jemals auf diesem Planeten errichtet worden war, aber es war nicht für die Ewigkeit gebaut. Das war auch nicht nötig.

»Ja?« sagte Daniel noch einmal, als die Ameise keine Anstalten machte, von sich aus zu reden, sondern zwei Schritte vor ihm stehenblieb und ihn aus ihren kalten, ausdruckslosen Augen musterte.

»Der Gleiter befindet sich im Anflug, Herr«, sagte das Wesen. Seine Stimme war wohlmoduliert und sanft; sie hatte keinerlei

Ähnlichkeit mit dem unangenehmen Zischeln und Lispeln, das die Moroni-Diener normalerweise von sich gaben. Es war auch nicht wirklich seine Stimme, sondern der Klang eines winzigen Übersetzungsgeräts, das in seinen Kehlkopf implantiert worden war.

»Sehr gut«, sagte Daniel abwesend. »Ihr habt eure Anweisungen.«

Das Wesen deutete ein Nicken an. Aber es rührte sich nicht.

»Ist noch etwas?« fragte Daniel unwillig.

Die Ameise zögerte. Hätte Daniel nicht gewußt, daß sie zu solchen Empfindungen gar nicht fähig war, dann hätte er in diesem Moment geschworen, daß es ihr unangenehm war, weiterzusprechen.

»Der ... Megakrieger, Herr«, sagte es. »Es gibt ein Problem.«

»So?« fragte Daniel. »Was für ein Problem? Captain Laird kommt sozusagen aus freien Stücken zu uns. Damit ist sein Auftrag erfüllt. Ihr könnt ihn zurückschicken.«

»Das ist es nicht«, antwortete die Ameise. »Wir sind nicht sicher, ob wir das noch können.«

»Was soll das heißen?«

»Er hat auf einen unserer Krieger geschossen, Herr.«

»Er hat . . .« Daniel verstummte verwirrt. »Wieso?«

»Das wissen wir nicht. Der Krieger hatte Captain Laird bereits überwältigt, als der Megamann ihn erschoß und ihr somit die Flucht ermöglichte.«

»Und es gibt keinen Zweifel?« vergewisserte sich Daniel. »Es ist kein Irrtum möglich?«

»Die automatische Kamera des Gleiters hat die ganze Szene aufgenommen«, antwortete die Ameise. »Sie können sie sich ansehen, wenn Sie es wünschen.«

»Das ist nicht nötig«, antwortete Daniel halblaut. Die Worte des Moroni hatten ihn auf eine Idee gebracht — ein Einfall, der ihm selbst so wahnwitzig erschien, daß er schon fast wieder genial war. Vielleicht, dachte er, hatte Kyle ihm jetzt unabsichtlich selbst einen Weg gezeigt, wie er doch noch aus dieser unangenehmen Lage herauskam, ohne sein Gesicht zu verlieren.

»Wo ist er jetzt?« fragte er.

»Auch das wissen wir nicht«, antwortete der Moroni-Diener. »Der Gleiter wurde beschädigt, als einer der Rebellen einen Schuß abfeuerte. Aber er wird sicher landen.«

»Ist denn so etwas überhaupt möglich?« fragte Daniel. »Ich meine, ich weiß nicht viel über Megakrieger ... aber ich dachte immer, sie sind absolut loyal.«

Die Ameise zögerte einen Moment. »Er wurde verletzt«, sagte er schließlich. »Sehr schwer verletzt. Es ist unwahrscheinlich, aber denkbar, daß seine Konditionierung dabei durchbrochen wurde. Er stammt von dieser Welt.«

Genau das war es, was Daniel hatte hören wollen. Er hatte plötzlich Mühe, ein zufriedenes Lächeln zu unterdrücken. »Das heißt, wenn dieser unwahrscheinliche Fall eingetroffen ist«, antwortete er umständlich, »dann haben wir es vielleicht mit einem Megakrieger zu tun, der auf Captain Lairds Seite steht.«

»Die Wahrscheinlichkeit dafür beträgt nicht einmal . . .« begann die Ameise, wurde aber sofort von Daniel unterbrochen:

»Ist das denkbar?«

»Ja, Herr«, antwortete der Moroni-Diener nach einem abermaligen, spürbaren Zögern.

Daniel seufzte. Er sah sehr besorgt aus. Aber innerlich triumphierte er. »Was sieht die Standardregel für einen solchen Fall vor?«

»Seine Eliminierung, Herr«, antwortete die Ameise. »Aber ich möchte darauf hinweisen, daß . . .«

»Dann verfahrt nach euren Befehlen«, unterbrach ihn Daniel. »Ich habe keine besondere Lust, mich mit einer wild gewordenen Ein-Mann-Armee herumzuschlagen. Tötet Kyle.«

Das Shaitaan war längst zu einem Monstrum geworden, das die Welt draußen vor den Fenstern von einem Ende bis zum anderen ausfüllte. Während der letzten Sekunden war der Flug des Gleiters langsamer geworden, näherte sich dem Bauwerk aber immer noch mit ziemlich hoher Geschwindigkeit. Dort erwartet uns der Tod, dachte Charity unwillkürlich. Das Fahrzeug war automatisch gestartet, als es angegriffen wurde — und das bedeutete nichts anderes, als daß sie dort drinnen wahrscheinlich von einer ganzen Armee bewaffneter Riesenameisen empfangen wurden . . .

Als hätte er ihre Gedanken gelesen, trat Skudder in diesem Augenblick neben sie und lächelte aufmunternd. »Angst?« fragte er augenzwinkernd.

»Nein«, antwortete Charity. »Ich mache mir nur Sorgen um die armen Kerle, die auf uns warten. Du weißt doch, wie tierlieb ich bin.

Verdammt, natürlich habe ich Angst.« Sie sah nervös zum Fenster. In einen der Spiraltürme hatte sich ein Tor geöffnet.

»Sieht so aus, als wäre eure kleine Revolution zu Ende, ehe sie richtig angefangen hat, wie?« fragte Gurk. Charity warf ihm einen bösen Blick zu, auf den der Gnom aber nur mit einem Grinsen reagierte, während er gleichzeitig einen der erbeuteten Strahler hob.

Wenigstens sind sie nicht mehr völlig wehrlos, dachte Charity. De beiden toten Riesenameisen hatten sich als wandelnde Waffenarsenale erwiesen — außer Skudder, der noch immer Barts Lasergewehr trug, war jetzt jeder von ihnen mit einer der kleinen Strahler ausgerüstet. Sie waren nicht für Menschen konstruiert worden, und es gehörte schon einige Fingerakrobatik dazu, damit zu zielen — aber Daniels Sturmtruppen würden sich wundern, wenn sie glaubte, es nur mit einer Handvoll schlecht ausgerüsteter Möchtegern-Rebellen zu tun zu haben.

Die Schleuse kam näher. Für einen Moment konnte Charity eine Anzahl winziger, spinnengliedriger Gestalten erkennen, die sich im Halbkreis aufgebaut hatten, dann kippte die Flugscheibe sanft ab, vollführte eine rasche Drehung und setzte mit einem dumpfen Laut auf.

»Okay«, sagte Skudder. »Verteilt euch.«

Niemand antwortete. Sie waren nervös und hatten Angst wie noch nie in ihrem Leben.

Die Triebwerke des Gleiters verstummten mit einem letzten, mächtigen Dröhnen, und fast in der gleichen Sekunde begannen sich die beiden Schleusentore zu öffnen. Charitys Hände wurden feucht vor Aufregung, als die stählernen Türhälften auseinander glitten. Sie hob ihre Waffe, zielte mit beiden Händen und wartete darauf, daß etwas geschah.

Aber zumindest in den ersten Sekunden blieb alles ruhig. Entweder, dachte sie, die Insektenkrieger dort draußen hatten beschlossen, den Angreifern die Initiative zu überlassen — oder sie waren einfach verwirrt und wußten nicht, was sie tun sollten. Vielleicht hatte der Gleiter einfach nur ein automatisches Notsignal gesendet, ohne die Besatzung des Shaitaan über Einzelheiten zu informieren.

»Übrigens«, begann Kent plötzlich. »Was ich gestern gesagt habe, tut mir leid. Ich wollte nur, daß ihr das wißt, wenn . . .«

»Halt's Maul, Kent«, unterbrach ihn Skudder grob. »Wir sind

nicht hier, um Abschiedsreden zu halten. Wir wollen überleben.«

»Das werdet ihr nicht«, sagte Lydia.

»Reizend«, murrte Charity. »Solche Aufmunterungen können wir wirklich gebrauchen. Hast du noch mehr solcher . . .«

Sie verstummte mitten im Wort, als sie Lydia ansah.

Die junge Frau hatte das Zeremoniengewand abgelegt, wie sie auch, und sie hielt wie Charity und Net in jeder Hand einen der kleinen, silbernen Laserstrahler. Aber es gab einen eklatanten Unterschied:

Die Mündung der einen Waffe deutete direkt auf Skudder.

Die der anderen auf Charity.

»Was ... was soll das?« fragte Charity überrascht. »Bist du verrückt geworden?«

»Nein«, antwortete Lydia. Ihr Gesicht war hart, und ihre Stimme bebte. »Legt die Waffen weg.«

»Du bist wohl übergeschnappt!« schrie Kent. »Das ist doch . . .«

Lydia schoß auf ihn.

Es ging so schnell, daß keiner der anderen auch nur Gelegenheit fand, einen Schreckensschrei auszustoßen. Die Waffe in Lydias Hand bewegte sich eine Winzigkeit nach rechts, spie einen kurzen, nadeldünnen Lichtblitz aus und richtete sich sofort wieder auf Skudder. Kent taumelte zurück, prallte gegen die Wand und brach zusammen.

»Glaubt noch jemand, daß ich es nicht ernst meine?« fragte Lydia kalt.

Niemand antwortete. Charity sah aus den Augenwinkeln, wie sich Skudder spannte, aber zu ihrer Erleichterung schien er auch im gleichen Moment einzusehen, daß ein Angriff der reine Selbstmord gewesen wäre.

»Tut, was sie sagt«, sagte Charity ruhig. Langsam senkte sie ihre Waffe, ging in die Hocke und legte den Laser vor sich auf den Boden, mit bedächtigen, übertrieben umständlichen Bewegungen, um Lydia nicht zu einer Unbesonnenheit zu provozieren. Nacheinander legten auch die anderen ihre Waffen fort.

»Gut«, sagte Lydia. »Und jetzt stellt euch an die Wand. Nebeneinander und mit erhobenen Armen.«

»Du gehörst also auch zu ihnen«, sagte Charity bitter. »Mein Kompliment, Lydia. Nicht einmal ich habe dich durchschaut. Habt ihr eine neue Art der Tarnung entwickelt?«

»Ich bin keines dieser … Tiere!« antwortete Lydia erregt. Das letzte Wort schrie sie fast.

Charity war nicht einmal überrascht. Sie hätte gespürt, wenn Lydia kein Mensch gewesen wäre, ganz gleich, wie perfekt ihre Tarnung auch sein mochte.

»Warum tust du es dann?« fragte sie.

»Das geht dich nichts an«, antwortete Lydia. »Und es spielt auch keine Rolle mehr.«

»Für mich schon«, sagte Charity. »Was haben sie dir geboten? Unsterblichkeit? Macht?«

In Lydias Gesicht arbeitete es. Für einen Moment zerbrach die Maske aus Stein und Charity sah sie so, wie sie in Wahrheit war: nichts als eine hilflose junge Frau, die vor Angst fast den Verstand verloren hatte. Ganz langsam senkte sie die Arme.

Die Waffe in Lydias Hand ruckte hoch. »Mach keine Dummheiten«, sagte sie. »Ich soll euch lebend bringen, aber tot seid ihr Daniel bestimmt immer noch lieber, als bekäme er euch gar nicht.«

Charity erstarrte wieder. Lydia befand sich in einem Zustand, der sie absolut unberechenbar werden ließ.

»Du arbeitest also für Daniel«, sagte Net. »Das hätte ich mir denken können. Woher wußte er, wo wir sind?«

»Gar nicht«, antwortete Lydia. Sie deutete auf Kent. »Eigentlich sollte ich nur das Versteck dieses Narren da ausfindig machen. Daß ihr mir über den Weg gelaufen sein, war ein Zufall.«

»Hoffentlich bereust du ihn nicht noch«, sagte Net zornig.

An der Tür wurden Schritte laut: das klackende Geräusch von Insektenklauen, aber auch die Schritte eines Menschen. Ein halbes Dutzend schwerbewaffneter Insektenkrieger drängte in den Gleiter und nahm rechts und links neben Lydia Aufstellung. Mehr als zwanzig Strahlenwaffen gleichzeitig richteten sich auf Charity, Skudder, Net und Abn El Gurk.

Der Gnom lachte gehässig. »Was glauben diese Blödmänner eigentlich, was passiert, wenn sie alle zusammen schießen?« fragte er beinahe fröhlich. »Die braten sich doch selbst!«

»Kaum«, sagte eine Stimme von der Tür aus.

Charity sah auf, und obwohl sie genau gewußt hatte, wen sie sehen würde, ließ der Anblick sie doch erschrocken zusammenfahren.

Daniel Stone ließ ihr ausreichend Zeit, ihn in aller Ruhe zu mustern.

Er hatte sich kaum verändert — sein Gesicht war trotz allem noch immer das eines zu groß geratenen, ein wenig schüchternen Jungen. Statt der dunkelblauen Space-Force-Uniform, in der Charity ihn zuletzt gesehen hatte, trug er jetzt eine einteilige Montur aus einem schwarzen Material, das irgendwie lebendig aussah.

»Aber du hast natürlich völlig recht«, fuhr Stone nach einer Weile an Gurk gewandt fort. »Es wäre ziemlich dumm, euch zu töten, nachdem ich mir solche Mühe gegeben habe, euch lebend zu bekommen.« Er wandte sich mit einer herrischen Geste an die Krieger. »Steckt die Waffen weg. Unsere Gäste werden kaum so dumm sein, sich mit bloßen Händen wehren zu wollen.«

Charity hatte Mühe, ihre Gefühle im Zaum zu halten. Was sie Stone gegenüber empfand, war abgrundtiefer Haß. Und doch wußte sie, daß er nicht der wahre Schuldige war. Irgend etwas war in jenen drei Jahren mit ihm geschehen, die er vor ihr aus dem Schlaftrank gestiegen war.

»Sie sind nicht sehr gesprächig, wie?« fragte Stone. Er seufzte. »Aber das wird sich ändern. Und wir haben viel Zeit, uns zu unterhalten.«

Eine Sekunde lang wartete er vergeblich auf eine Antwort, dann wandte er sich um und maß Skudder mit einem langen, sehr nachdenklichen Blick. »Wir übrigens auch, mein Freund. Und ich weiß auch schon ein paar Themen, über die wir reden könnten.«

»Ach?« sagte Skudder. »Und welche?«

»Loyalität«, schlug Daniel vor. »Oder die Strafe für einen gebrochenen Vertrag.«

»Was ist mit meinem Kind?« mischte sich Lydia ein. Daniel drehte sich zu ihr herum und sah sie stirnrunzelnd an, fast als verstünde er den Sinn ihrer Frage nicht.

»Ich habe sie gebracht«, fuhr Lydia fort. Ihre Stimme schwankte. »Ich habe getan, was Sie verlangt haben. Jetzt geben Sie mir mein Kind zurück.«

»Dein Kind?« Charity sah überrascht auf. Und plötzlich begriff sie. Voller Zorn starrte sie Stone an.

»Sie haben ihr Kind entführt, um sie zu erpressen?«

»Nicht entführt«, berichtigte Daniel sie. »Es wurde erwählt. Ihre Freundin war so dumm, es zu nehmen und damit fliehen zu wollen.

Sie ist nicht besonders weit gekommen. Aber ihr Mut hat mir imponiert. Und da wir ohnehin ein kleines Problem mit den Rebellen hatten . . .«

»Ich mußte es tun, Charity«, sagte Lydia. Ihre Selbstbeherrschung zerbrach endgültig. Sie begann zu schluchzen. »Sie haben mich gefaßt, als ich die Stadt verlassen wollte. Er … er hat gesagt, daß er mir das Leben schenkt, und mir meinen Sohn zurückgibt, wenn ich ihm helfe, das Rebellenversteck zu finden.«

»Und darauf bist du hereingefallen?« fragte Skudder zornig. »Verdammt, das kannte er doch längst! Spätestens, als wir Feargal erledigt haben, hättest du wissen müssen, was wirklich vorgeht! Er hat nur mit dir gespielt!«

»Sie tun mir Unrecht, Skudder«, sagte Daniel. Seltsamerweise hatte Charity bei diesen Worten das Gefühl, daß sie durchaus ehrlich gemeint waren. »Wir haben ein paar Verbindungsleute, das ist richtig. Aber die Rebellen sind mißtrauisch. Die wenigsten verraten irgendeinem Außenstehenden ihr Versteck.« Er machte eine abgehackte Handbewegung, um das Thema damit für erledigt zu erklären, und wandte sich an einen der Insektenkrieger.

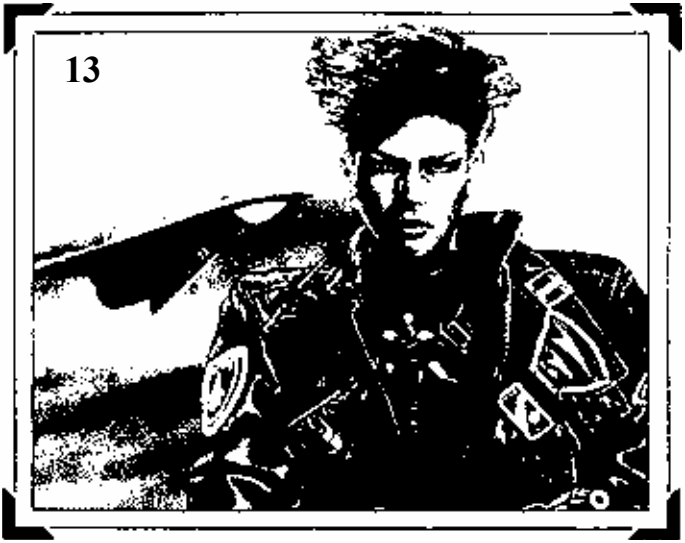
»Führe sie zu ihrem Kind«, sagte er. »Und dann bringt sie zurück in die Stadt.« Er lächelte in Charitys Richtung. »Sie sehen, ich halte mein Wort. Auch meinen Feinden gegenüber.«

»Beeindruckend«, antwortete Charity. »Vielleicht habe ich mich wirklich in Ihnen getäuscht.«

Daniel lachte kurz auf, aber dann wurde er sofort wieder ernst. »Genug jetzt«, sagte er bestimmt. »Ich muß noch ein paar Kleinigkeiten erledigen, danach habe ich Zeit genug, mich mit Ihnen zu unterhalten?«

»Über die Art meiner Hinrichtung?« erkundigte sich Charity.

Stones Lächeln gefror. »Bringt sie weg!« befahl er.



Diesmal dauerte das Erwachen länger; und es war noch qualvoller als zuvor. Kyle erinnerte sich kaum noch, wie er hierher gekommen war — er war gelaufen, gesprungen, geklettert, und dann hatte ihn die Faust eines Riesen getroffen. Alles, was danach geschehen war, war zu einem wirren Durcheinander sinnloser Bilder und Geräusche verschmolzen: Er erinnerte sich an eine Welt, auf der er nie gewesen war, ein Planet, der sich unter einem giftgrünen Himmel duckte, eine Welt voller Stürme und Orkane, verbranntem Boden und wucherndem Dschungel, auf dem jeder Schritt den Tod bringen konnte, und nur der Stärkste eine Chance hatte. Dann wieder lange, klinisch saubere Korridore voller blitzender Geräte und summender Maschinen, ein ausdrucksloses Gesicht aus Chrom, Hände aus Stahl, die nicht streichelten, sondern nur festhielten und die er bald zu hassen begann; so sehr, daß er sie am Ende liebte. Einer von dreitausend. Die Regel des Shai. Die Jagd, von der nicht alle zurückkehrten. Eine verschwommene, aufgedunsene Sonne, deren Licht in den Augen schmerzte. Blitzende Messer in seinem Fleisch. Wieder ein Chromgesicht, anders, strenger . . .

Die Bilder begannen zu zerfließen, und plötzlich verspürte er einen unvorstellbaren Verlust; etwas war ihm genommen worden, noch ehe er es bekam.

Kyle erwachte, und in dem Moment, in dem er die Augen öffnete, verschwand das Chaos hinter seinen Schläfen und machte dem präzisen Denken Platz, das er gewohnt war. Er begriff, daß dieser Wechsel von Wachsein und Fast-Bewußtlosigkeit kein Zufall war. Sein Körper war bis über die Grenzen des Vorstellbaren hinaus geschunden und verletzt worden, und seine Energievorräte reichten lange nicht mehr aus, ihn in der gewohnten Art funktionieren zu lassen.

Er versuchte sich aufzurichten und konnte es nicht. Seine Muskeln waren verkrampft und schmerzten. Die sanft geneigte Metallfläche, auf der er lag, klebte von seinem eigenen Blut. Er lag auf der Oberseite des Gleiters, hielt sich an winzigen Zacken fest, während seine Füße an den winzigen Vorsprüngen der Fensterumrandungen Halt gefunden hatten. Diesmal hatte er einfach nur Glück gehabt. Nicht einmal seine Kraft hätte gereicht, ihn auf dem rasenden Fluggerät zu halten — der einzige Grund, aus dem er nicht heruntergestürzt war, waren die irrsinnige Beschleunigung und der Fahrtwind gewesen, die ihn einfach gegen die Metallhülle des Gleiters preßten. Kyle stöhnte, schloß für Sekunden die Augen und versuchte, den Schmerz zu isolieren und aus seinem Körper herauszudrängen.

Er konnte es nicht mehr. Hilflos lag er da und spürte, wie er allmählich den Halt zu verlieren begann. Erst langsam, dann immer schneller glitt er auf dem spiegelnden Metall dahin, und dann war plötzlich nichts mehr unter ihm als vier Meter Leere und ein Boden aus rostigem Eisen, auf den er mit grausamer Wucht aufschlug. Stöhnend wälzte sich Kyle herum, krümmte sich und schlang die Arme um den Oberkörper, bis er wie ein übergroßer Fötus dalag, wimmernd und von keinem anderen Wunsch erfüllt als dem zu sterben.

Aber das durfte er nicht.

Das gleiche Etwas, das sein Bewußtsein nach Belieben ein- und ausschaltete und ihn mit diesen fürchterlichen Nicht-Erinnerungen quälte, verbot ihm auch, aufzugeben, denn da war noch etwas, was er tun mußte.

Laird.

Captain Charity Laird.
Er mußte sie finden.
Er mußte sie finden und zu Daniel bringen.
Stöhnend vor Schmerzen kroch Kyle los.

Sie hatte damit gerechnet, in eine Zelle gesteckt zu werden, doch sie wurde nicht einmal bewacht. Eine Eskorte der schwarzen Insektenkrieger begleitete Net, Skudder und Charity in eine der oberen Etagen des Shaitaan, wo sie zwar voneinander getrennt wurden, aber die Geschöpfe machten sich nicht einmal die Mühe, sie nach verborgenen Waffen zu durchsuchen, sondern stießen sie nur unsanft durch eine Tür und ließen sie allein.

Charity sah sich mit einer Mischung aus Überraschung und Zorn um. Der Raum, in dem sie sich befanden, hätte der Präsidentensuite im New Yorker Hilton zur Ehre gereicht. So konnte sie sich zum Beispiel nicht erinnern, daß in der Präsidentensuite irgendeines Luxushotels je ein Bild von Van Goghs Sonnenblumen gehangen hätte. Hier hing es. Und obwohl Charity nicht viel von Malerei verstand, war sie ziemlich sicher, daß es sich um das Original handelte. Und es war längst nicht das einzige Bild, das an den mit Seidentapeten bedeckten Wänden hing.

»Gefällt es Ihnen?«

Betont langsam drehte sich Charity herum. Sie hatte nicht einmal gehört, daß die Tür aufgegangen war, aber Stone stand nur ein paar Schritte hinter ihr. Er war allein und offenbar unbewaffnet.

»Ich weiß, was Sie denken, Captain Laird«, sagte Daniel. »Versuchen Sie es nicht. Ich weiß, daß Sie mir körperlich überlegen sind. Und wahrscheinlich wären Sie im Moment zornig genug, mich umzubringen, selbst wenn das ihren eigenen Tod bedeutet. Aber ich trage etwas Ähnliches wie Sie.« Er deutete auf die zerfetzte dunkelblaue Space Force-Uniform, die wieder zum Vorschein gekommen war, als Charity das Zeremoniengewand ablegte, und die flache silberne Gürtelschnalle, in der sich der Schildgenerator verbarg. »Nur meines funktioniert sehr viel besser. Sie würden sich sehr weh tun, wenn Sie mich auch nur anrühren.«

Er wartete ein paar Sekunden lang vergeblich auf eine Antwort, dann zuckte er mit den Achseln und deutete auf das Bild hinter Charity. »Gefällt Ihnen meine kleine Sammlung?« fragte er noch einmal.

»Ich verstehe nichts von Kunst«, antwortete Charity. »Aber trotzdem — mein Kompliment. Zumindest als Plünderer sind Sie ein As, Stone.«

»Das sehe ich anders«, antwortete Daniel ungerührt. »Hätte ich diese Kunstschätze nicht ... geplündert, wie Sie es ausdrücken, dann wären sie jetzt vermutlich schon vernichtet. Vielleicht hätte sie irgend jemand verbrannt, um ein Kaninchen darüber zu schmoren.«

»Oh, ich verstehe«, sagte Charity zynisch. »Bitte entschuldigen Sie, daß ich mich so in Ihnen getäuscht habe, Lieutenant. Das ist dann wohl auch der Grund, aus dem sie unsere Welt an diese ... Monster verkauft haben?«

Daniel seufzte. Einen Moment lang sah er fast traurig aus, dann wandte er sich wortlos um und ging zu einem kleinen Schränkchen neben der Tür. Als er zurückkam, hielt er zwei Champagnergläser in der Hand. Charity hatte plötzlich Lust, das Glas zu nehmen und ihm seinen Inhalt ins Gesicht zu schütten, aber sie begriff auch fast im gleichen Moment, daß es genau diese Reaktion war, die Daniel von ihr erwartete. Eine Sekunde lang zögerte sie noch, dann griff sie nach dem Glas und nippte vorsichtig an seinem Inhalt.

»Es ist nicht vergiftet«, sagte Daniel spöttisch. »Einen solchen Tropfen zu vergiften wäre Gotteslästerung.«

Charity starrte ihn an. Sie war verwirrt. Seit zwei Wochen hatte sie fast unentwegt an Stone gedacht und an die verschiedensten Möglichkeiten, ihm den Hals umzudrehen. Aber jetzt, als sie ihm gegenüberstand, fühlte sie sich hilflos. Er war völlig anders, als sie geglaubt hatte. Statt des großen Tyrannen, als den ihn Skudder und Kent und alle anderen gesehen hatten, sah sie noch immer den jungen Soldaten, einen Mann mit einem Kindergesicht, schmalen, fast weiblichen Händen und Augen, die an die eines verstörten Rehs erinnerten.

Und doch war es der gleiche Mann, der Skudder in ihrem Beisein den Befehl erteilt hatte, vierhundert Menschen umzubringen.

Stone schien genau zu spüren, was in ihr vorging, denn er gab ihr ausreichend Zeit, ihn in aller Ruhe zu mustern. »Zufrieden mit dem, was Sie sehen?« fragte er schließlich.

»Nein«, gestand Charity. »Ich bin ein bißchen ... verwirrt.«

»Verwirrt?« Daniel lachte, stellte sein Glas auf einen Tisch, setzte sich auf seine Kante und ließ die Beine baumeln. Er sah jetzt vollends aus wie ein großer Junge, der in ein schwarzes Kostüm

geschlüpft war und Darth Vader spielte, dachte Charity.

»Was haben Sie erwartet?« fragte er. »Ein Monster?«

»Sind Sie das denn nicht?«

Wenn ihn diese Frage verletzte, dann überspielte er es meisterhaft. Sein Lächeln wurde eher noch breiter. »Ich hoffe nicht, daß Sie mich so sehen, Captain Laird ... Charity. Darf ich Charity zu Ihnen sagen?«

»Kann ich Sie daran hindern?«

»Kaum«, gestand Daniel lächelnd. »Wissen Sie, daß ich sehr froh bin, daß wir uns so gegenüberstehen?«

»So?« sagte Charity. »Ich nicht.«

»Ich meine es ernst«, fuhr Daniel fort. »Ich wollte nicht, daß Sie verletzt oder gar getötet werden.«

»Wie großzügig«, antwortete Charity spöttisch. Sie versuchte zu lachen, aber die unvorsichtige Bewegung ließ einen stechenden Schmerz durch ihre Brust schießen. In ihrem Mund war plötzlich wieder bitterer Blutgeschmack. Sie verzog das Gesicht, krümmte sich ein wenig und preßte die Hände gegen die Seite.

»Was ist mit Ihnen?« fragte Daniel erschrocken. »Sind Sie verletzt?«

»Nein«, log Charity.

»Wir haben sehr gute Ärzte hier«, antwortete Stone. »Ich lasse Sie untersuchen, sobald wir in New York sind.«

»Ihre Sorge rührt mich zu Tränen«, sagte Charity böse.

»Warum sind Sie so bitter?« fragte Daniel. Er hob die Hand, als sie antworten wollte, und fuhr fort: »Es ist zum Teil meine Schuld. Ich hätte Sie nicht allein in der Bunkerstation zurücklassen dürfen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ich Sie geweckt hätte.«

»Bestimmt sogar«, antwortete Charity freundlich. »Ich hätte Ihnen das Genick gebrochen, ehe Sie auch nur Hallo zu diesen Monstern hätten sagen können.«

Daniel seufzte. »Ich verstehe Ihren Zorn«, sagte er. »Sie müssen mich verachten. Wahrscheinlich würde ich ebenso fühlen, an Ihrer Stelle ... Sie erwachen, finden Ihre Welt in Trümmern und sehen mich als Verräter. Wie gesagt, ich verstehe Sie. Aber versuchen Sie doch auch, mich zu verstehen.«

»Wie bitte?« Charity starrte ihn fassungslos an.

»Geben Sie mir eine Chance, Charity«, sagte Daniel

ernsthaft. »Und sich auch. Glauben Sie mir, als ich aus dem Tank stieg, vor drei Jahren, da habe ich genauso empfunden wie Sie jetzt. Ich … ich war fast wahnsinnig vor Zorn. Ich habe viele von ihnen getötet, bis sie mich schließlich stellten.«

»Ach«, sagte Charity. »Und dann? Hat Ihnen der große Gottvater von Moron ins Gewissen geredet und Sie davon überzeugt, daß diese Kreaturen eigentlich nur unser Bestes wollen?«

»Er hat mich davon überzeugt, daß wir keine Chance haben«, antwortete Daniel. »Widerstand gegen einen Feind, der unbesiegbar ist, ist dumm, und Stolz, der keinen Grund mehr hat, manchmal tödlich. Es gibt auf dieser Welt nichts mehr, worum es sich zu kämpfen lohnt.«

»Wenn ich Sie so ansehe, könnte ich das fast glauben«, sagte Charity. Aber die Worte klangen nicht ganz so sarkastisch, wie sie beabsichtigt hatte.

»Wir haben verloren, Charity«, fuhr Daniel ungerührt fort. »Denken Sie, es hat mir nicht ebenso weh getan wie Ihnen? Zum Teufel, ich war Mitglied der gleichen Armee wie Sie! Ich war ebenso stolz auf unsere Waffen und unsere Macht und all unsere technischen Errungenschaften, und ich habe uns für ebenso unbesiegbar gehalten! Aber wir sind besiegt worden. und zwar ein für allemal! Sie können nicht gegen Moron kämpfen! Niemand kann das!«

»Ich habe es wenigstens versucht.«

»Ja«, antwortete Daniel, plötzlich beinahe zornig. »Sie haben ein oder zwei Dutzend Insektenkrieger getötet, und Sie haben ein paar meiner Spione ausgeschaltet. Und was hat Sie dieser Sieg gekostet? Wie viele Menschen sind gestorben, seit Charity Laird aus der Vergangenheit kam und damit begonnen hat, die Menschheit zu befreien? Zweihundert? Dreihundert? Tausend? Ich kann eine Million dieser Krieger herbeirufen, wenn ich will! Und wenn das nicht reicht, hundert Millionen! Oder tausend!«

»Hören Sie auf!« sagte Charity.

Daniel lachte. »Warum? Weil Ihnen nicht gefällt, was ich sage? Mir hat es auch nicht gefallen — aber es ist die Wahrheit. Wir sind geschlagen. Keine Macht des Universums kann die Erde noch retten. Verdammt, erinnern Sie sich doch einfach! Sie waren dabei! Sie haben die Kämpfe miterlebt. Und damals waren wir sechs Milliarden! Wir hatten unsere Armeen, unsere Flotten. Raumschiffe.

Atombomben. Sie wissen so gut wie ich, wieviel es uns genutzt hat. Sie haben uns einfach niedergewalzt, und sie würden es wieder tun, selbst wenn wir noch in der Lage wären, uns zu wehren.« Er nahm das Glas wieder auf, drehte es einen Moment in der Hand und betrachtete die blitzenden Lichtreflexe in dem geschliffenen Kristall.

»Ich habe in den letzten drei Jahren eine Menge gelernt, Charity«, sagte er. »Diese Welt ist nur eine Facette von Tausenden, vielleicht sogar Millionen. Die großen Brüder von den Sternen sind leider keine weisen alten Männer, sondern Ungeheuer. Sie haben einen Großteil dieser Galaxis erobert, und sie werden auch den Rest noch erobern. Nichts kann sie aufhalten.« Er seufzte erneut. »Ich weiß nicht einmal, warum sie es tun.«

Charity sah überrascht auf.

»Ich weiß es wirklich nicht«, sagte Daniel, als er ihren zweifelnden Blick bemerkte.

»Und Sie haben nie danach gefragt?«

»Ich habe niemals jemanden getroffen, dem ich diese Frage stellen konnte«, antwortete Stone. »Auch ich weiß nicht, wer die Moroni wirklich sind. Ich glaube, es gibt einen oder mehrere von ihnen in dem Raumschiff am Nordpol, aber wenn, dann verlassen sie es nie.«

»Sie machen es sich ein bißchen leicht, finden Sie nicht?« fragte Charity.

»Vielleicht.« Stone stellte das Glas auf den Tisch zurück und sah sie an. »Aber da ist noch etwas, was Sie wissen sollten.«

»So?«

»Sie und Ihre Freunde sind nicht die ersten, die versuchen, sich gegen Morons Herrschaft aufzulehnen«, sagte Daniel. »Es ist immer wieder vorgekommen. Sie sind nicht unverwundbar. Im Gegenteil — je länger ich für sie arbeite, desto mehr glaube ich, daß ihre Technik kaum weiter entwickelt ist, als es unsere war, kurz bevor sie kamen. Es ist nur ihre unvorstellbare Zahl, die sie immer wieder siegen läßt. Töten Sie einen, werden hundert neue hinzukommen. Trotzdem wurden sie schon besiegt.«

»Von wem?« fragte Charity.

»Von verschiedenen Völkern«, antwortete Daniel. »Manchmal gelingt es den Ureinwohnern eines Planeten, sie zurückzuschlagen, trotz ihrer ungeheuren Zahl. Nicht oft, aber manchmal. Dieser Zwerg, den Sie bei sich haben . . .«

»Gurk?«

Daniel lächelte flüchtig. »Nennt er sich so? Ihre Technik war weit genug fortgeschritten, es mit den Angreifern aufnehmen zu können. Sie schossen die Krieger schneller ab, als sie über den Transmitter herangeschafft werden konnten.«

»Und?« fragte Charity.

Stone schwieg eine ganze Weile. »Erinnern Sie sich an Pro-Alpha-Neun?« fragte er. »Die Supernova, die ein Jahr vor dem Auftauchen des Sternenschiffes entdeckt wurde?«

Charity nickte.

»Es war die Sonne ihrer Welt«, sagte Daniel. »Auch das gehört zu Morons Taktik. Sie vernichten, was sie nicht haben können. Sie wurden zurückgeschlagen, und als sie begriffen, daß sie diesen Planeten nicht unterwerfen konnten, sprengten sie seine Sonne. Gurk ist wahrscheinlich einer der letzten Überlebenden seines Volkes. Vielleicht der letzte überhaupt.«

»Ich ... ich glaube Ihnen kein Wort!« sagte Charity erschüttert.

»Dann fragen Sie ihn selbst«, antwortete Daniel. »Er wird Ihnen sagen, daß es die Wahrheit ist. Sie können diese Ungeheuer nicht besiegen. Sie können sich unterwerfen und weiterleben — oder kämpfen und sterben.«

»Dann sterbe ich lieber«, sagte Charity. Aber die Worte klangen nicht sehr überzeugend, und Daniel machte sich nicht einmal die Mühe, darauf zu reagieren.

Er stand auf. »Ich wollte, daß Sie das wissen«, sagte er, »ehe wir weiterreden. Vielleicht bewahrt es Sie davor, einen Fehler zu machen.« Seine Stimme wurde sehr eindringlich. »Wissen Sie, Charity — ich traue Ihnen durchaus zu, das Unmögliche möglich zu machen. Vielleicht hätten Sie es wirklich geschafft, sie zu besiegen. Aber damit würden sie dieser ganzen Welt den Tod bringen.«

»Sie stirbt doch sowieso«, sagte Charity. Zornig deutete sie auf eines der großen Fenster. »So blind können nicht einmal Sie sein, Stone! Sehen Sie hinaus! Das ist nicht mehr die Erde! Sie verändern sie. In hundert oder zweihundert Jahren wird es hier keine Menschen mehr geben.«

»Vielleicht«, antwortete Daniel. »Aber das sind dann immer noch hundert oder zweihundert Jahre mehr, als sie sonst hätten.«

»Sie glauben das wirklich, nicht wahr?« fragte Charity erschüttert. »Ich meine, Sie glauben wirklich, daß Sie den Menschen

helfen, mit dem, was Sie tun!«

»Ich weiß es«, antwortete Daniel ruhig. »Ich weiß, daß ich sie nicht mehr retten kann. Aber vielleicht helfe ich ihnen, noch ein paar Generationen mehr geschenkt zu bekommen. Vielleicht ist es nur Sterbehilfe, die ich leiste, aber das ist immer noch besser, als gar nichts zu tun.«

»Sie sind ja völlig wahnsinnig«, murmelte Charity.

»Denken Sie über meine Worte nach, Charity«, bat Stone. »Ich gebe Ihnen so viel Zeit dazu, wie Sie brauchen. Und jetzt kommen Sie.«

Er machte eine einladende Geste zur Tür, aber Charity bewegte sich nicht.

»Wohin bringen Sie mich?«

»Nach New York«, antwortete Daniel. »Das hier ist kaum der richtige Ort, um in Ruhe über solche Dinge reden zu können.«

»Und die anderen?«

»Skudder und diese Wastelanderin« Daniel tat so, als müsse er einen Moment über den Sinn ihrer Frage nachdenken. »Ich verspreche, daß sie gut behandelt werden. Sie werden uns begleiten, wenn Sie das wünschen. Unter einer Bedingung.«

»Und welcher?«

»Daß Sie wirklich über unser Gespräch nachdenken, Charity. Nehmen Sie sich Zeit. Reden Sie mit Skudder und Gurk, und dann denken Sie darüber nach, ob es sich wirklich lohnt, für die Erinnerung an einen untergegangenen Planeten eine ganze Welt zu opfern.«

Die Spur war nicht sehr deutlich. Während der letzten halben Stunde mußten sich Hunderte von Menschen und Dienerkreaturen in der Hangarschleuse aufgehalten haben; hinzu kam, daß es Kyle immer mehr Mühe kostete, im Infrarotbereich zu sehen; was für ihn normalerweise so deutlich zu erkennen gewesen wäre, als hätte man es mit Leuchtfarbe auf den Boden gemalt, das erriet er jetzt mehr, als er es wirklich sah. Und doch wußte er, wohin Captain Laird gegangen war. Ihr Ziel war der Transmittersaal in der großen Halle des Shaitaan, der einzige Ort, von dem ein Weg aus nach New York führte.

Kyle wußte nicht mehr, warum Laird dorthin wollte. Er hatte es einmal gewußt, aber vergessen.

Alles, was jetzt noch zählte, war, sie einzuholen und zu stellen, um sie zu Daniel zu bringen, weil ... weil...

Er erinnerte sich nicht. Es spielte auch keine Rolle mehr.

Vor ihm lag jetzt eine eng gewundene, schmale Treppe, die in halsbrecherischem Winkel in die Tiefe führte. Die Stufen bestanden

aus nacktem Stahl, der schon vor zwanzig Jahren begonnen hatte, Rost anzusetzen, und das Licht war so schwach, daß es nur wenige Meter weit in die Tiefe fiel; alles, was darunter lag, war selbst für Kyles überscharfes Sehvermögen unsichtbar. Er schätzte, daß er gute zehn Minuten brauchen würde, um diese Treppe zu überwinden, selbst im Laufschritt. Es gab Aufzüge, aber Kyle spürte instinktiv, daß er sie besser mied. Er war keinem lebenden Wesen begegnet, seit er die Schleuse verlassen hatte.

Kyle fiel in einen leichten Trab, bei dem er immer drei Stufen auf einmal nahm, während er die Treppe hinunterstürmte. Seine Schritte erzeugten dröhnende, unheimlich nachhallende Echos auf der gewaltigen Eisenkonstruktion. Er brauche länger als die veranschlagten zehn Minuten, um das Ende der Treppe zu erreichen. Zweimal verließen ihn die Kräfte, er mußte stehenbleiben und warten, bis sich sein rasender Herzschlag wieder einigermaßen beruhigte und die Welt aufhörte, sich vor seinen Augen zu drehen. Ein nie gekanntes, auf absurde Art beinahe wohltuendes Gefühl der Schwäche hatte sich in seinem Körper ausgebreitet, eine schleichende Verlockung, sich einfach auf die eisernen Stufen sinken zu lassen und die Augen zu schließen. Aber er wußte, daß er nie wieder aufwachen würde, wenn er dieser Verlockung nachgab. Kyle war ziemlich sicher, daß er starb. Aber das spielte keine Rolle, und noch war es nicht soweit. Er würde seinen Auftrag erfüllen, was danach geschah, war gleichgültig.

Endlich erreichte er das Ende der Treppe und damit einen hohen, halbrunden Kuppelsaal, in dessen Wänden sich zahlreiche Türen befanden. Er blieb stehen. Er war niemals in diesem Shaitaan gewesen und wußte nicht, wohin die einzelnen Gänge führten. Und er konnte es sich nicht leisten, sie der Reihe nach zu untersuchen — zum einen, weil er einfach nicht mehr die Kraft dazu hatte, und zum anderen, weil ihm auch keine Zeit mehr blieb. Selbst wenn Captain Laird sich ihren Weg freikämpfen mußte, würde sie den Transmitter bald erreicht haben. Und dann hatte er die Auswahl unter ungefähr fünfzigtausend Transmitterstationen, auf denen er sie suchen konnte — allein auf dieser Welt...

Auf gut Glück drang Kyle in einen der Gänge ein und blieb nach ein paar Schritten wieder stehen. Vor ihm erklangen Geräusche: das undeutliche Summen ferner Stimmen und das harte Klacken von Insektenkrallen. Eine Dienerkreatur näherte sich. Ganz instinktiv

und ohne auch nur darüber nachzudenken, wich Kyle ein Stück zur Seite und nahm so Aufstellung, daß er die Ameise einen Sekundenbruchteil eher sehen konnte als sie ihn.

Es war ein Krieger, der ihm entgegenkam — Kyle erkannte die winzigen Unterschiede, die einem Menschen vermutlich nicht aufgefallen wären, sofort: Die Augen des Insekts waren eine Spur größer und schimmerte leicht rötlich, und seine Glieder waren schlanker als die der Moroni-Diener.

Und er schoß sofort, als er Kyle erblickte.

Ein dünner, grellweißer Lichtblitz stach nach Kyle, verfehlte ihn um Haaresbreite und ließ die Wand neben seiner Schulter dunkelrot aufglühen.

Abermals reagierte Kyle rein instinktiv. Noch bevor sein Bewußtsein die Gefahr überhaupt richtig begriff, in der er schwebte, übernahmen Instinkte und jahrelang antrainierte Reflexe den Befehl über seinen Körper. Er versuchte nicht, seine eigene Waffe zu ziehen, denn er wußte, wie unglaublich schnell die Insektenkrieger waren, sondern stieß sich mit aller Kraft ab, erreichte den Moroni mit einem gewaltigen Satz und tötete ihn mit einem Handkantenschlag gegen die einzige Stelle seines Körpers, an der das Geschöpf verwundbar war — die dünne Verbindung zwischen seinem Ober- und Unterleib. Der Krieger stieß einen schrillen Pfiff aus, taumelte zur Seite und brach zusammen. Seine Glieder zuckten, aber Kyle wußte, daß er tot war.

Kyle löste zwei der vier kleinen Strahlenpistolen aus dem Gürtel der Ameise, warf seine eigene, ohnehin fast nutzlose Waffe fort und sah sich aufmerksam um. Es war möglich, daß der Krieger rein versehentlich auf ihn geschossen hatte, vielleicht hatte es Kämpfe zwischen den Wächtern und Lairds Begleitern gegeben, und die Ameisen feuerten einfach auf alles, was nach einem Menschen aussah. Aber es gab auch noch eine andere Erklärung, und die erschien Kyle im Moment fast überzeugender: Wenn der beschädigte Chamäleonanzug aufgehört hatte, den Kennimpuls auszustrahlen, dann war er ein Eindringling, und dann würde man ihm den selben erbitterten Widerstand entgegenbringen wie Laird und den anderen.

Kyle war sehr vorsichtig, als er weiterging.

Der Gang endete vor einem wuchtigen, runden Panzerschott, das nur halb geschlossen war. Geschickt den Schatten als Deckung

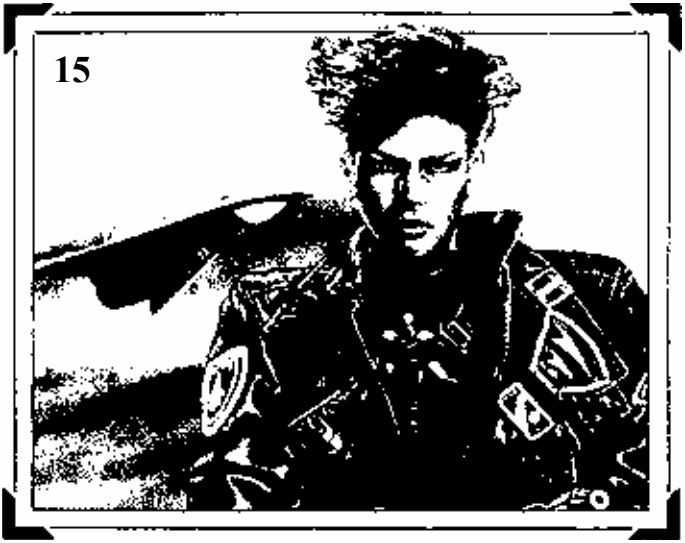
nutzend, näherte sich Kyle der Tür und spähte hindurch. Vor ihm lag ein weiter, fast leerer runder Saal, in dem sich ein Dutzend Dienerkreaturen aufhielten: fünf Krieger, der Rest Arbeiterinnen, die zwar unbewaffnet, aber kaum weniger gefährlich waren. Keine Spuren von Kämpfen. Kyle erwog für einen Moment die Möglichkeit, daß man Laird bereits gefaßt hatte und die Jagd somit zu Ende war. Aber der Angriff des Kriegers sprach dagegen.

Er zögerte noch eine Sekunde, dann schob er eine der beiden Waffen hinter seinem Rücken in den Gürtel und verbarg die andere so gut wie möglich in der Hand. Ohne eine Spur von Hast trat er in den Saal hinein und hob die linke Hand. Gleichzeitig rief er in der Sprache der Diener die Worte, die ihn als Megakrieger und Angehörigen der befehlenden Kaste auswiesen.

Kyle begriff im gleichen Moment, daß er schon wieder einen Fehler gemacht hatte.

Die Arbeiterinnen erstarrten mitten in der Bewegung, aber die fünf Krieger griffen fast gleichzeitig nach ihren Waffen und eröffneten das Feuer.

Kyle wich den ersten Laserblitzen mit einem verzweifelten Satz aus, während er zugleich den zweiten Strahler aus dem Gürtel zerrte und begann zu schießen, noch ehe er wieder vollends auf die Füße kam.



In gewissem Sinne glich das Innere des Shaitaan dem Sternenschiff, das am Nordpol gelandet war: Das Bauwerk war gigantisch, aber offenbar vollkommen leer.

Die Halle, in die Daniel Charity gebracht hatte, war groß genug, um bequem die Liberty nebst einigen mittleren Wolkenkratzern aufnehmen zu können. In der Mitte erhob sich eine vielleicht fünf Meter hohe, runde Plattform, zu der eine Anzahl rostiger Stufen hinaufführten, und es gab eine geländerlose Galerie, die in halber Höhe an der Wand des riesigen Raumes entlangführte — aber das war auch schon alles. Ein gutes Dutzend schwerbewaffneter Ameisen bildeten einen lebenden Schutzwall rings um die Eisenplattform.

»Sind Sie enttäuscht?« fragte Daniel.

»Sollte ich das sein?«

Daniel zuckte mit den Schultern und gab einem der beiden Insektenkrieger in seiner Begleitung einen Wink. Er antwortete erst, als sich das Wesen entfernt hatte. »Vielleicht. Ich weiß nicht, was Sie erwartet haben.«

»Nichts«, antwortete Charity. »Wo sind Skudder und die anderen?«

»Sie werden geholt«, antwortete Daniel leicht verstimmt. Er schien wirklich enttäuscht zu sein, daß Charity sich so wenig von der ungeheuerlichen Größe des stählernen Domes beeindruckt zeigte. »K'tan ist bereits auf dem Weg, um sie herzubringen. Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich mein Wort halte.«

Er wartete einen Moment lang vergeblich auf irgendeine Reaktion Charitys, dann zuckte er mit den Schultern und deutete auf den runden Aufbau in der Mitte des Saales. »Sie werden gleich etwas Einzigartiges erleben, Charity«, sagte er. Er gab sich jetzt nicht einmal mehr Mühe, den Stolz in seiner Stimme zu verbergen. »Das dort ist der Weg nach New York.«

Charitys Blick folgte seiner Geste, und sie erkannte erst jetzt den schmalen, silbrigen Ring aus Metall, der über dem Sockel hing. Er war leer, nur ein schmaler, von Hunderten kleiner runder Öffnungen durchbrochener Kreis aus Metall, hinter dem sie die rückwärtige Wand des Saales erkennen konnte, aber die Luft in seinem Inneren schien ganz schwach zu flimmern.

»Ein Transmitter?«

Daniel nickte. Seine Augen leuchteten. »Ja. Es ist immer faszinierend, sie zu benutzen. Ich habe es schon oft getan, aber es ist jedes Mal so aufregend und erhaben wie beim allerersten Mal. Ein einziger Schritt, und Sie sind tausend Meilen entfernt. Oder eine Million Lichtjahre — ganz wie Sie wollen.«

»Ein kleiner Schritt für einen Mann, wie?« fragte Charity spöttisch. »Aber ein großer für die Menschheit.«

»Wenn Sie so wollen.«

»Vielleicht brechen Sie sich ja eines Tages den Hals dabei«, sagte Charity freundlich. »Das wäre dann ein wirklich großer Tag für die Menschheit.«

Daniel lachte. »Ich sehe schon, es wird ein langer Weg, bis ich Sie überzeugt habe.«

»Bestimmt«, versprach Charity. »Länger, als Sie auch nur ahnen, Stone.«

Daniel lächelte gequält. Er schien etwas sagen zu wollen, etwas, das wahrscheinlich nicht mehr besonders freundlich ausgefallen wäre, drehte sich dann aber mit einer abrupten Bewe-

gung herum und ging auf einen der Insektenkrieger zu, die den Kordon um die Plattform bildeten. Charity sah, wie er ein paar Worte mit dem Moroni wechselte. Als er zurückkam, stand eine steile Falte zwischen seinen Augenbrauen.

»Ärger?« fragte sie hoffnungsvoll.

»Nein«, antwortete Daniel. »Es gibt nur eine kleine Verzögerung. Der Transmitter ist bereits auf einen anderen Empfänger eingestellt worden. Und es dauert ziemlich lange, ihn umzuprogrammieren.«

Charity sah erneut zu dem riesigen, schwebenden Ring auf. Der Anblick war bizarr und irgendwie zugleich absurd. Was sie da vor sich sah, war vielleicht eine der phantastischsten Erfindungen, die jemals gemacht worden waren, Produkt einer Technik, die der Erde um Jahrtausende voraus sein mußte. Den Moroni allerdings auch. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, hätte nichts von alledem, was sie bisher zu Gesicht bekommen hatte, nicht auf der Erde entwickelt und hergestellt werden können, das Sternenschiff eingeschlossen. Nein, dachte sie — irgend etwas stimmte an dieser ganzen Geschichte über Moron und seine galaxisumspannende Macht nicht, die Daniel ihr erzählt hatte.

»In gewissem Sinne ist es sogar Ihre Schuld, wissen Sie das?« fuhr Daniel fort. »Ich hatte nicht damit gerechnet, Sie so rasch überwältigen zu können.«

»Das tut mir leid«, sagte Charity. »Hätte ich das geahnt, hätte ich mich natürlich heftiger zur Wehr gesetzt. Es wird nicht wieder vorkommen.«

»Bestimmt nicht«, sagte Daniel ärgerlich. »Aber vielleicht ist es sogar ganz gut so — Sie werden etwas sehen, was Sie bestimmt interessiert. Schauen Sie dorthin.«

Seine Hand wies auf einen Punkt hinter ihr, und als Charity sich herumdrehte, sah sie, daß sich in der Wand der Halle ein gewaltiges, dreieckiges Tor geöffnet hatte. Grelles Sonnenlicht fiel von draußen herein, so daß Charity die Gestalten, die in einer langen Reihe in die Halle traten, im ersten Moment nur als verschwommene dunkle Schatten wahrnehmen konnte. Dann sah sie ein flüchtiges Aufblitzen und hörte einen Laut, der sie erschrocken zusammenfahren ließ: das leise Weinen eines Kleinkindes.

»Das sind . . .«

»Shait-Priesterinnen«, sagte Daniel, als sie nicht weitersprach.

»Sie kommen, um die Auserwählten zu bringen. Und bitte, Charity, seien Sie leise. Es ist eine heilige Zeremonie. Stören Sie sie nicht.«

»Heilig?« Charity starrte ihn an. »Sie stehlen den Menschen ihre Kinder und nennen das eine heilige Handlung?«

»Für sie ist es das«, antwortete Daniel ernsthaft. »Glauben Sie mir — den meisten dieser Kinder steht ein besseres Leben bevor, als sie es auf diesem Planeten jemals hätten erwarten können. Und nun seien Sie bitte leise.«

Das Tor begann sich langsam zu schließen, und dann erkannte Charity fünfzig gold- und silberfarbene gewändertragende Gestalten, die sich der Transmitterplattform näherten. Jede von ihnen trug einen der goldfarbenen Metallstäbe bei sich, wie auch sie einen aus Angellicas Wohnung mitgenommen hatte — und jede trug ein winziges Bündel auf den Armen.

Der Zug der Priesterinnen bewegte sich sehr langsam. Er hatte noch nicht die Hälfte des Weges zur Plattform zurückgelegt, als sich die Tür hinter Daniel und Charity abermals öffnete und ein kleiner Trupp Insektenkrieger eintrat. Zwischen ihnen schritten Skudder, Net und Abn El Gurk.

»Ihre Freunde sind da«, sagte Daniel überflüssigerweise. »Sie sehen, ich halte mein Wort.«

»Ja, Sie sind wirklich vertrauenswürdig«, sagte Charity.

Daniel sagte nichts. Mit ernster Miene trat er zurück und gab den Moroni ein Zeichen, ihre Gefangenen loszulassen. Skudder und Net traten mit hastigen Schritten neben Charity, während Gurk einfach stehenblieb und Daniel mit einer Art gelangweilter Verachtung musterte, die Charity noch nicht zuvor an ihm bemerkt hatte.

Aber es gab offensichtlich eine ganze Menge, dachte sie, was sie bisher nicht über Gurk gewußt hatte. Bisher war der Gnom ihr wie ein grimmiger Clown vorgekommen. Aber er war sehr viel mehr. Vielleicht der Schlüssel zu dem allem hier.

Gurk schien ihren Blick irgendwie zu spüren, denn er hörte unvermittelt auf, Daniel anzustarren, und drehte sich mit einem Ruck zu ihr herum. Und für einen Moment sah sie etwas in seinen Augen, was sie schaudern ließ; ein unendliches, uraltes Wissen und eine Ruhe und Überlegenheit, wie sie nur in den Augen eines Wesens geschrieben stehen konnte, das Jahrtausende an sich hatte vorüberziehen sehen. Doch dann, als Gurk die Augen abwandte, stand Charity wieder einem grinsenden Zwerg gegenüber. Aber sie

wußte, daß sie sich nicht getäuscht hatte. Gurk war mehr, als er zu sein vorgab.

»Was geht hier vor?« drang Skudders Stimme in ihre Gedanken.

»Bitte, seien Sie leise«, sagte Daniel.

Skudder schenkte ihm einen eisigen Blick, und Charity sagte hastig, aber mit gesenkter Stimme: »Tu, was er sagt. Es ist eine Shai-Zeremonie. Wir müssen warten, bis der Transmitter umgepolt ist.«

»Sie bringen ... die Kinder weg?« fragte Net. Sie deutete auf die Priesterinnen, die sich dem Podest weiter genähert hatten. »Damit? Ist das einer von diesen ... Sendern, von denen du gesprochen hast?«

Charity nickte wortlos.

»Also das war es, was sie mit Lydias Kind vorhatten«, sagte Net. »Ich kann sie beinahe verstehen.«

»Ich kann sie verstehen«, sagte Charity leise.

Net sah sie mit einer Mischung aus Verwirrung und Zorn an, antwortete aber nicht mehr, und auch Charity schwieg und konzentrierte sich ganz auf das, was in der Halle geschah.

Der Zug der Priesterinnen hatte sich der Plattform bis auf hundert Schritte genähert und war stehengeblieben. Nur eine der hochgewachsenen, golden gekleideten Gestalten ging weiter — die einzige, wie Charity erst jetzt erkannte —, die kein Kind auf den Armen trug. Mit langsamen, gemessenen Schritten näherte sie sich der Plattform, blieb am Fuße der Treppe stehen und verharrte ein paar Momente. Dann ging sie weiter, stieg die breiten Eisenstufen empor und näherte sich dem Transmitter. Langsam, mit bedächtigen Bewegungen hob sie den goldenen Stab und schob ihn in eines der zahllosen Löcher des silbernen Ringes. Ein hartes, metallisches Geräusch erklang.

Die Priesterin trat zurück, und im gleichen Moment hörte die Luft im Inneren des Metallringes auf zu flimmern. Dann erschienen Farben wie aus dem Nichts, zuckende Blitze und weiche, wolkenartige Formen, die so rasch wieder vergingen, wie sie entstanden — und plötzlich war der Ring nicht mehr länger leer, sondern von wabernder Schwärze erfüllt, ein Nichts, das kein Nichts war.

Net sog überrascht die Luft ein, und auch Skudder fuhr ein wenig zusammen.

Nur Gurk zeigte nicht die allerkleinste Reaktion.

»Was ... was ist das?« flüsterte Net.

Charity antwortete nicht, aber Daniel sagte leise: »Eine andere Welt, mein Kind. Eine von zahllosen Welten, die Ihnen offensteht, wenn Sie Vernunft annehmen.«

Und im gleichen Moment explodierte ein Teil der Wand, vor der sie standen.

Charity hörte ein schrilles, unglaublich hohes Pfeifen, und plötzlich zerriß eine weißblaue Stichflamme die Tür, durch die sie selbst vor Minuten hereingekommen war.

Die Druckwelle riß sie von den Füßen. Charity stürzte, riß instinktiv die Arme über den Kopf und rollte sich zu einem Ball zusammen, als glühende Trümmerstücke und Flammen auf sie herabregneten.

Die Wand, vor der sie gestanden hatte, war hinter einem Vorhang aus Flammen und greller Weißglut verschwunden. Und plötzlich taumelte ein brennender Insektenkrieger aus der Feuerwand, lodernd wie eine Fackel.

Und dann . . .

Charity vergaß das Bild nie wieder in ihrem Leben.

Es war ein Mann, aber es war auch ein Dämon, ein schreiendes, taumelndes Etwas, das gegen jede Logik noch immer lebte und sich bewegte und grellweiße, tödliche Lichtblitze aus seinen Händen schleuderte. Ein Teil seiner Kleider und sein Haar brannten lichterloh, und wo seine Haut sein sollte, war nur noch rotes Fleisch, an dem zischende Flammen leckten.

Einer der Insektenkrieger schoß auf ihn. Charity sah ganz genau, wie der Strahl seine linke Schulter traf und durchbohrte, aber die Gestalt taumelte nicht einmal, sondern fuhr mit einer unvorstellbar schnellen Bewegung herum und tötete den Moroni mit einem Laserschuß.

Und dann verwandelte sich der Saal in eine Hölle aus zuckenden Lichtblitzen. Unter den Shai-Priesterinnen brach eine Panik aus. Daniel begann Befehle zu brüllen, und ein halbes Dutzend seiner Insektenkrieger riß gleichzeitig seine Waffen hoch und feuerte auf den Angreifer. Gleichzeitig lösten sich auch die Wachen vor der Transmitterplattform von ihrem Platz und stürmten heran.

Charity stemmte sich mühsam auf Hände und Knie hoch, kroch ein Stück zur Seite und stand vollends auf. Rechts und links von ihr zuckten Laserblitze durch die Luft, und einer der dünnen weißen

Strahlen traf nicht einmal eine Handbreit neben ihr den Boden und ließ das Eisen kirschrot aufglühen, aber sie rührte sich nicht. Wie gelähmt stand sie da und starrte die brüllende Gestalt an, die aus der Flammenwand herausgetreten war. Ihre Kleider waren nicht vollkommen verbrannt — auf dem zerfetzten Rest der schwarzen Jacke konnte sie deutlich die Umrisse eines stilisierten, feuerroten >M<s erkennen.

Es war der Megamann.

Sie war sicher, ihn mit dem Gammastrahler getroffen zu haben, einer Waffe, deren Energieabgabe hoch genug war, einen Panzer zum Schmelzen zu bringen. Sie hatte gesehen, wie das Motorrad explodierte und das, was von seinem Körper übrig war, in Fetzen riß — aber er stand vor ihr, und er lebte!

Es ist unmöglich, dachte sie, vollkommen unmöglich und unvorstellbar, denn dieser einzelne, tödlich verwundete Mann stand mehr als einem Dutzend von Daniels Insektenkriegern gegenüber, aber er war es, der die Moroni vor sich hertrieb, nicht umgekehrt! Dutzende von Laserstrahlen zuckten in seine Richtung, und er wurde immer und immer wieder getroffen, aber er stürmte weiter und feuerte ununterbrochen zurück, und fast jeder seiner Schüsse traf.

Charity hätte fast zu spät begriffen, daß dieses unvorstellbare Wesen direkt auf sie zustürmte.

Skudder riß sie mit einem so heftigen Ruck herum, daß sie vor Schmerz aufschrie. Instinktiv wollte sie sich losreißen, aber Skudder schlug ihre Hand einfach zur Seite und zerrte sie mit sich, fort von dem tobenden, brennenden Ungeheuer. Blindlings stürmten sie los, bis Skudder plötzlich eine scharfe Wendung machte und die gleiche Richtung wie die fliehenden Priesterinnen einschlug.

»Nein!« brüllte Gurk. »Nicht dorthin! Folgt mir!«

Der Zwerg schlug einen Haken, um einem Laserschuß auszuweichen, den ein übereifriger Insektenkrieger auf ihn abgab — und rannte mit weit ausgreifenden Schritten direkt auf die Transmitterplattform zu!

Charity sah sich im Laufen um, während sie sich dem stählernen Rund näherten. Der Megamann war ein wenig zurückgefallen, und wie immer er das Kunststück fertigbrachte, die Hölle aus Energie und Hitze zu überstehen, mit der ihn die Ameisen überschütteten, es schien ihm zunehmend schwerer zu fallen, seine Bewegungen waren

nicht mehr ganz so fließend und schnell wie noch vor Augenblicken. Aber das hieß nicht, daß er langsam war. Wahrscheinlich hätte er sie eingeholt, hätten sich nicht in diesem Moment gleich drei Moroni-Krieger auf ihn gestürzt.

Die Insekten schienen endgültig begriffen zu haben, daß ihre Waffen ihrem Gegner nichts anhaben konnten, denn sie versuchten nicht einmal mehr, auf ihn zu schießen, sondern griffen ihn mit ihren Krallen an.

Der Megamann tötete sie alle drei. Mit bloßen Händen.

Doch so schnell er auch war — der Kampf kostete Zeit, und es waren genau die wenigen Sekunden, die Charity und Skudder brauchten, um den Transmitter zu erreichen.

Skudder blieb stehen und ließ endlich ihren Arm los. Hilflos sah er sich um. Er schien erst jetzt wirklich zu begreifen, was er getan hatte. Sie befanden sich genau im Zentrum der riesigen Halle, und rings um sie herum war nichts mehr, wohin sie hätten fliehen können. Mit einer Mischung aus Verzweiflung und Zorn starrte er auf Gurk herab.

»Und jetzt, Zwerg?« fragte er schweratmend. »Hast du vielleicht noch ein kleines Wunder parat?«

»Du stehst davor«, antwortete Gurk. Er deutete auf den Transmitter. »Spring.«

»Dort hinein?!« Nets Stimme war schrill vor Entsetzen. »Das ist nicht dein Ernst!«

Aber es war Gurks Ernst. Und er verschwendete keine Sekunde mehr darauf, das zu sagen, sondern packte Net überraschend und mit unerwarteter Kraft am Arm — und zerrte sie mit sich in den Transmitter. Für den Bruchteil einer Sekunde schienen ihre Gestalten schwerelos im Nichts zu hängen, dann begannen sie zu verblassen, wurden transparent — und waren einfach verschwunden. Im Inneren des Transmitterkreises war wieder nichts mehr als brodelnde körperlose Schwärze.

Skudder riß entsetzt die Augen auf. »Was ... was ist das?« stammelte er. »Wohin führt dieses Ding?«

Charity sagte nichts. Sie drehte sich herum und sah ihrem Verfolger entgegen. Der Megamann hatte den Fuß der Treppe erreicht und stürmte heran. Sie hatten noch eine Sekunde, vielleicht zwei.

Eine dieser beiden Sekunden verschwendete sie damit, Skudder

ein letztes, mühsam erzwungenes Lächeln zu schenken und nach seiner Hand zu greifen.

Dann traten sie nebeneinander in den Transmitter und hörten auf zu existieren.

Daniel richtete sich stöhnend auf. Er hatte Schmerzen. Sein Kopf dröhnte, und eine Welle von Übelkeit schien sich in ihm auszubreiten. Auf seinem Gesicht und seinen Händen klebte Blut.

Es fiel Daniel selbst jetzt noch schwer, zu glauben, was er sah. Großer Gott — und er hatte allen Ernstes bezweifelt, was man ihm über die Megakrieger erzählt hatte!

Kyle tobte wie ein Berserker. Er hatte mehr als die Hälfte der Krieger schon bei seinem ersten Angriff getötet, aber sein Wüten fand kein Ende. Fassungslos sah Daniel zu, wie Kyle einen Krieger nach dem anderen überwand, bis schließlich auch der letzte fiel und der Weg zum Transmitter frei war. Taumelnd bewegte sich Kyle auf den fünf Meter durchmessenden Silberring zu, blieb plötzlich stehen und brach ganz langsam in die Knie.

Vielleicht war das seine Chance. Selbst die Kräfte eines Megamannes waren irgendwann einmal erschöpft. Wenn er nur ein wenig Glück hatte und vorsichtig war, dann würde es ihm vielleicht gelingen, die Halle zu verlassen, ehe Kyle auf ihn aufmerksam wurde und ihn tötete.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, hob Kyle in diesem Moment den Kopf und sah ihn an. Sein Gesicht war eine blutige Maske, in der nur noch die Augen zu leben schienen.

»Rufen Sie ... die Krieger zurück, Daniel«, flüsterte Kyle.

Daniel erstarrte. Er hatte viel zuviel Angst, und er war viel zu entsetzt, um wirklich zu begreifen, was Kyles Worte bedeuteten — aber er spürte, daß vielleicht alles ganz anders war, als er bisher geglaubt hatte.

»Was ... was sagst du?« fragte er.

»Der ... Anzug«, flüsterte Kyle.

»Beschädigt. Sie ... haben mich ... nicht erkannt. Bitte, ich ... sterbe, wenn sie ... wiederkommen.«

Er weiß es nicht, dachte Daniel, beinahe hysterisch. Der Angriff hatte gar nicht ihm gegolten! Kyle hatte keine Ahnung von dem Befehl, den er erlassen hatte!

Mühsam stand er auf, biß die Zähne zusammen, um die stechenden Schmerzen in seinem Rücken zu unterdrücken, und ging

auf die Transmitterplattform zu. Kyle krümmte sich wimmernd und wankte hin und her, aber er fiel nicht. Und er würde auch nicht fallen, das begriff Daniel plötzlich. Er war mit einem Male nicht einmal mehr sicher, ob es überhaupt möglich war, ihn zu töten. Bald, vielleicht schon in Minuten, würde der Körper dieses unfaßbaren Wesens anfangen, sich zu regenerieren. Und irgendwann, nicht sehr viel später, würde er anfangen, nachzudenken.

Daniel ging schneller, bückte sich nach der Waffe eines toten Kriegers und verbarg sie unter seiner Jacke. Er hatte Angst — aber er hatte keine Wahl.

Zwei Schritte hinter Kyle blieb er stehen und sah auf den stöhnenden Megamann herab. Seine Hand tastete nach der Waffe und zog sich wieder zurück. Seine Finger zitterten.

»Identifizieren Sie mich, Daniel«, stöhnte Kyle. »Bitte. Sie werden Captain Laird . . .«

»Du hast sie entkommen lassen«, unterbrach ihn Daniel. Wieder griff er nach dem Laser, und diesmal schlossen sich seine Finger um den fremdartig geformten Kolben der Waffe. Er hatte nur einen einzigen Schuß, das wußte er.

»Ich werde sie stellen«, flüsterte Kyle. »Ich brauche nur … ein wenig Zeit, um mich zu erholen.«

»Wir haben keine Zeit.« Daniel deutete auf den Transmitterring und zog blitzschnell die Waffe, als Kyles Blick der Bewegung folgte. »Wieso bist du ihr nicht gefolgt? Du warst nur noch ein paar Meter entfernt.«

»Das kann ich nicht«, flüsterte Kyle.

»Wieso?«

»Shai«, stöhnte Kyle. »Der Transmitter ist auf… Shai eingestellt. Die Priesterinnen . . .«

Daniel starrte den Transmitter an, dann wieder Kyle.

»Ich … darf nicht dorthin«, stöhnte Kyle. »Es ist der einzige Ort, zu dem ich … nie wieder zurückkehren darf. Kein Megakrieger darf das.«

»Ich befehle es dir!« sagte Daniel hart.

Aber Kyle schüttelte nur schwach den Kopf. Er versuchte aufzustehen, aber seine Kraft reichte nicht mehr. »Es ist verboten«, wiederholte er. »Es tut mir leid, aber ich kann … Ihrem Befehl nicht folgen.«

»Verboten?« fragte Daniel lauernd. »Von wem?«

»Von den Herren«, antwortete Kyle.

»Und was geschieht, wenn du es trotzdem tust?« fragte Daniel. Hastig fügte er hinzu:

»Du hast gesehen, wie gefährlich Captain Laird ist. Es ist wichtig, sie einzufangen.«

»Ich kann es nicht«, sagte Kyle. »Kein Megamann darf an den Ort seiner Geburt zurückkehren. Er würde eliminiert.«

»Eliminiert?«

Daniel steckte die Waffe wieder ein und streckte statt dessen die Hand aus, um Kyle auf die Füße zu helfen.

»Bist du sicher?« fragte er.

Kyle nickte, und Daniel ergriff seinen Arm und stieß ihn mit aller Kraft in das wabernde Schwarz im Inneren des Transmitters.

Es war anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Völlig anders. Sie hatte geglaubt, daß es zeitlos sein müsse, aber das war es nicht. Und sie hatte geglaubt, daß sie nichts spüren würde, aber sie fühlte etwas, auch wenn das, was sie empfand, mit nichts anderem zu vergleichen war, was sie jemals erlebt hätte.

Sie hatte keinen Körper mehr, und trotzdem empfand sie Kälte oder etwas, das sie im ersten Moment für Kälte hielt, bis sie begriff, daß es nichts als die Reaktion ihrer Seele auf die endlose Leere war, in der sie schwebte, einer Leere, die von einem Ende des Universums bis zum anderen reichte.

Zeit verging. Vielleicht nur Augenblicke, vielleicht Ewigkeiten, denn sie war Teil eines Kosmos geworden, dessen Gesetze anders waren als die der Welt, in der sie bisher gelebt hatte. Sie fühlte sich frei, unendlich frei und erhaben, von einer Ruhe erfüllt, die Teil der Schöpfung selbst war. Sie wußte jetzt, was Daniel gemeint hatte, als er mit ihr über den Transmitter sprach. Natürlich hatte er es nicht in Worten ausdrücken können, einfach, weil man das, was Charity jetzt

empfand, nicht in Worte der menschlichen Sprache — irgendeiner Sprache — fassen konnte. Aber plötzlich war eine fundamentale Erkenntnis in ihr, daß es etwas wie eine unsterbliche Seele tatsächlich gab.

Sie existierte nicht mehr materiell. Die Atome ihres Körpers waren im gleichen Augenblick, in dem sie den Transmitter betrat, aufgelöst worden, zurückverwandelt in die Energie, aus der sie einmal bestanden hatten, und was auf der anderen Seite der Transmitterverbindung herauskommen würde, das war nicht mehr sie, sondern eine perfekte Kopie, ein künstliches Ebenbild, geschaffen nach der Matrix, die die unfaßbare Technik dieses Materiesenders aufgezeichnet hatte. Der Transmitter strahlte nicht wirklich Materie ab — er vernichtete und schuf neu.

Und doch war sie da. Sie dachte und fühlte und war, und das war das wirkliche Geheimnis des Transmitters — was er wirklich von einem Ort zum anderen schickte, das war die Seele der Dinge, jenes unfaßbare Etwas, ohne das kein Leben möglich ist.

Sie machte einen ungeschickten, stolpernden Schritt, verlor den Halt an Skudders Hand und fiel kraftlos auf die Knie herab. Schwärze und ein Hauch schwüler, feuchtwarmer Luft schlugen über ihr zusammen, und wie aus weiter Ferne hörte sie einen Schrei und ein schrilles Geräusch, dann schlug sie schwer auf dem Boden auf und verlor beinahe das Bewußtsein.

Es war nur der Schmerz, der sie wach hielt. Jeder Atemzug tat weh. Ihre gebrochene Rippe bohrte sich wie ein Messer tief in ihren Körper, und Charity verbrachte Minuten damit, einfach nur dazuliegen und zu atmen.

Als die Schmerzen allmählich abklangen, öffnete sie die Augen.

Der Anblick war fast enttäuschend. Kein fremder Planet mit fünf roten Sonnen, dachte Charity sarkastisch, sondern nur ein schmutziger Raum. Sie lag auf dem Rücken in einer niedrigen, quadratischen Kammer aus rostrotem Eisen, die gerade groß genug war, den Transmitterring aufzunehmen. Auf einer Seite gab es einen Ausgang, durch den Licht von sonderbarer falscher, unangenehmer Farbe hereinfiel. Net hockte wenige Schritte neben ihr, zusammengekauert und mit fast irre flackerndem Blick und zitternd vor Angst, und das zweite, was sie sah, war Gurks zerknittertes Gesicht.

Dann beugte sich Skudder über sie; in seinem Gesicht stand

nackte Angst.

»Alles in Ordnung?« fragte er.

»Nein«, sagte Charity gepreßt. »Aber ich lebe noch — oder?«

Ernst blickte sie Gurk an, der diesmal nicht mit einem Grinsen oder einer dummen Bemerkung darauf antwortete, sondern ihren Blick ebenso ernst erwiderte.

»Wir leben alle noch«, sagte er. »Aber ich weiß nicht, wie lange.«

»Was soll das heißen?« fragte Skudder. »Du . . .«

»Laß ihn in Ruhe, Skudder«, unterbrach ihn Charity. Sie deutete mit einer Kopfbewegung zum Ausgang der winzigen Kammer. »Sieh lieber nach, wo wir sind — und wer sich dort draußen herumtreibt, okay?«

Skudders Blick machte deutlich, daß er das für ganz und gar nicht okay hielt — aber er widersprach nicht, sondern drehte sich mit einem Ruck um und ging zur Tür,

Charity beugte sich vorsichtig über Net. Das Gesicht der jungen Wastelanderin hatte alle Farbe verloren, und ihre Augen flackerten wie die einer Wahnsinnigen. Charity streckte die Hand nach ihr aus und führte die Bewegung nicht zu Ende.

»Was hat sie?« fragte sie, an Gurk gewandt.

»Nichts«, antwortete der Gnom. »Sie wird sich erholen.« Er deutete auf das schwarze Wabern im Inneren des Transmitters. »Jeder erlebt dort drinnen etwas anderes. Und es ist nicht für alle angenehm. Aber sie kommt darüber hinweg. Laß sie einfach eine Weile in Ruhe.«

»In Ruhe?« Auch Charity sah den Transmitterring an. »Ich fürchte, das wird nicht klappen«, sagte sie. »Der Megamann weiß, wo wir sind.«

»Das macht nichts«, behauptete Gurk. »Er wird uns nicht folgen. Nicht hierher.«

Skudder hatte die Tür erreicht und blieb stehen, und obwohl Charity nicht einmal direkt in seine Richtung blickte, sah sie doch, wie er jäh zusammenzuckte. Alarmiert richtete sie sich auf und trat neben ihn. Grünes, unangenehmes Licht blendete sie, und ein feuchtwarmer Hauch streifte ihr Gesicht.

»Großer Gott!« flüsterte Skudder.

»Was ist das!«

Ende des dritten Teils

Der vierte Band von
WOLFGANG HOHLBEINS
neuer großer Science-Fiction-Serie
um eine junge Frau im
Kampf gegen die Gefahr aus den Weltall

IN DEN RUINEN VON PARIS

Nur durch einen Sprung in den Materietransmitter konnte Charity, die beste Frau der Space Force, ihren Verfolgern entkommen.

Wider Erwarten landen sie und ihr Gefährte Skudder nicht Lichtjahre entfernt auf einem fremden Stern., sondern in den Ruinen von Paris.

Die einstmals schönste Stadt der Welt gleicht einem riesigen Heerlager, in dem die Megakrieger der Außerirdischen ausgebildet werden. Zwischen den Ruinen proben sie die gnadenlose Jagd auf Menschen.

Doch ausgerechnet hier, unter den gefährlichsten Kriegern des Universums, will Charity einen Aufstand gegen die Besatzer anzetteln.

WOLFGANG HOHLBEIN
gehört zu den erfolgreichsten deutschen Fantasy-Autoren. Mit seiner Serie um die Raumpilotin Charity Laird beweist er, daß er auch rasante, packende SF zu schreiben versteht.